Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 14 (1932)
Heft: 51

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 16. Dezember 1932 | Erscheint jeden Freitag | 14. Jahrgang Nr. 51

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Neueintretende Abonnenten erhalten das Blatt bis Ende des Jahres gratis.

Wochenchronik.

Bern, den 15. Dezember.

Ungewohnt, fast langweilig ruhig begann die zweite Sessionswoche im Nationalrat, aber bald zeigte sich, daß das Feuer unter der Asche beim leisesten Luftzug anzuloden bereit war. Man hatte die Beratung des Voranschlags des Politischen Departements zurückgelegt, bis Bundespräsident Motta vom internationalen Genfer Arbeitskreis zur nationalen Aufgabe zurückgekehrt war. Kaum geß er wieder im Saale, als er auch schon Gelegenheit erhielt, der Kritik zu wehren. Genosse Reinhard beantragte im Namen seiner Fraktion als Demonstration gegen die unbefriedigende Tätigkeit des Völkerbunds wie der Abrüstungskonferenz den alljährlichen Kredit für diese Institution um Fr. 100,000.— herabzusetzen, d. h. von Fr. 560,000.— auf Franken 460,000.—. In der Begründung betonte er, daß kleine Staaten wie die Schweiz vom Völkerbund keinen Schutz zu erwarten hätten, denn dieser habe bis jetzt überall versagt, wo es sich rein um Gerechtigkeit handelte; er sei ein Instrument der Mächtigen, die da schieben und verschieben nach ihrem Bedürfnis usw. Noch selten haben die Parlamentssäle den Chef des Politischen Departements so erregt gesehen, als jetzt, da er fast unmittelbar nach den Genfer Erfolgen im heimischen Parlament auf diese feindliche Einstellung zum Völkerbund stieß. „Was will Herr Reinhard? Selbst die Chinesen erklären sich mit dem Völkerbundsverfahren im Mandschurei-Konflikt einverstanden — nur Hr. Reinhard in Bern ist es nicht!" — Man begreift, wenn unsere Bundesräte gelegentlich einmal etwas temperamentvoll werden, allein im allgemeinen pflegt parlamentarische Ueberlegenheit mehr zu wirken. Der sozialistische Demonstrationsantrag wurde mit großem Mehr abgelehnt, schon darum, weil es weder in der Macht des Parlaments noch des Bundesrats steht, den Beitrag an den Völkerbund zu erhöhen oder zu reduzieren; er wird für alle Völkerbundsstaaten nach den Völkerbundsvorschriften bemessen.

Schleppend zog sich durch mehrere Sitzungen die Beratung der Ausgaben des Volkswirtschaftsdepartements hin. Da lagen den fraktionellen Absichten gegenüber so viele Wiedererhöhungsanträge gegenüber, daß die Abstimmung beim Amt für Industrie, Gewerbe und Arbeit wie eine Turnübung aussah: Aufstehen — Absitzen, fast 20 mal nacheinander! — Das Ergebnis war schließlich ein einmütiges Bekenntnis zur bundesrätlichen Sparpolitik. Allerdings boten, nachdem der Voranschlag durchberaten war, zwei neue Hilfsaktionen Gelegenheit in Millionen auszugeben, was man zuvor in Tausenden eingespart hatte: 1,2 Millionen zur Hilfe für bedrängte Kleinmesser der Uhrenindustrie, 2,5 Millionen für die Schiffslohnstickerei und die Stickerei-Treuhand-Genossenschaft! —

Heute nun lodert das Feuer im Nationalrat wirklich auf. Nach der Vereinigten Bundesversammlung begann die Behandlung der Interpellationen und Postulate betreffend die Genfer Vorgänge vom 9. November. Wiederum polizeilicher Ordnungsdienst — volbesetzte Tribünen! — Als erster begründete der Vertreter der Bauernpartei, Joß, Bern, seine von 42 weitern Ratsmitgliedern unterzeichnete Interpellation, die den Bundesrat um Auskunft über den Genfer Krawall ersucht. In der Begründung seiner Anfrage ladet er den Bundesrat ein, alles zu tun, um Staat und Verfassung gegen organisierte revolutionäre Bewegungen zu schützen. Die Zürcher Unruhen, wie diejenigen von Genf, waren von gefährlichen Elementen vorbereitet. Es geht nicht an, daß unsere freiheitlichen Institutionen, Pressefreiheit, Versammlungsrecht usw. durch Mißbrauch zu Zerrbildern werden. Die Ausführungen des freisinnigen Genfers Rochat deckten sich mit denjenigen des Vorredners; sie gipfelten in der folgenden Anfrage: „Hält der Bundesrat nicht den möglichst baldigen Erlaß gesetzlicher Bestimmungen für unerläßlich, durch welche die verantwortlichen Behörden instand gesetzt werden, revolutionäre Bewegungen rechtzeitig zu unterdrücken und überhaupt jede Propaganda zu verhindern, die auf den gewaltsamen Umsturz unserer demokratischen Einrichtungen hinzielt?" 34 Ratsmitglieder gaben mit ihrer Unterschrift der Interpellation Rochat besondere Bedeutung. Aus dem linken Lager ließ sich als erster der Genfer Rosselet (soz.) hören. Es folgte Reinhard (soz. Bern), der sein Postulat begründet, wonach vor allem die Bürgerlichen zur Verantwortung zu ziehen sind, die in aufreizender Weise die Demonstrationsversammlung veranlaßten, indem sie sich zu Richtern über Nicole und Dicker aufwarfen und das Auftreten von Militär unnötigerweise herbeiführten. Er fordert den Bundesrat auf, Bericht darüber zu erstatten, was er zu tun gedenkt, um die wirklichen Verantwortlichen, den Staatsrat Martin, den Instruktionsoberesten Lederrey, den Schriftsteller Oltramare zur Verantwortung zu ziehen. Im Augenblick, da wir unsern Bericht abschließen müssen, hat die Debatte in einer einstündigen Rede von Bundesrat Minger einen Höhepunkt erreicht. — Bravo- und Pfui-Rufe lösen sich ab.

Im Ständerat hat man in dieser Woche den Voranschlag der Bundesbahnen durchberaten, der bereits im Zeichen des teilweise in Kraft getretenen neuen Alkoholgesetzes steht. Genehmigt wurde einstimmig das zweite Internationale Abkommen über die Beschränkung der Herstellung und zur Regelung der Verteilung der Betäubungsmittel. Man erhofft von dieser Konvention, die auf andern Grundlagen beruht, eine durchgreifendere Wirkung im Kampf gegen die Betäubungsmittel als von derjenigen von 1925.

Der Rat trat sodann auf die Beratung des Bundesgesetzes über die Bundesstrafrechtspflege ein, er hat von der 337 Artikel zählenden Vorlage bereits einen Drittel durchberaten. Es handelt sich da um Zusammenfassung und zeitgemäße Reform von Bestimmungen, die jetzt noch in einer Reihe von Gesetzeserlassen verstreut sind. Der Vorentwurf des Justiz- und Polizeidepartements war bereits 1926 einer Expertenkommission unterbreitet worden. Im Hinweis der bundesrätlichen Botschaft auf die Tätigkeit dieser Kommission finden wir die Erwähnung einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin: Es heißt auf Seite 6: „Als Sachverständige für das Fistalstrafverfahren wurden Obergerichtsinspektor S. Häusermann und Fräulein Dr. J. Steiner beigezogen."

Der Ständerat nahm ferner in zustimmendem Sinne Kenntnis vom Bericht des Bundesrates über die produktive Arbeitslosenfürsorge, der zeigt, daß das kritisierte System der Arbeitsbeschaffung durch Gewährung von Fabrikationszuschüssen an Unternehmen, die ohne solche Zuschüsse keinen Absatz hätten, nicht ohne Erfolg angewandt wird, so daß der Bundesrat auf dem eingeschlagenen Weg fortzufahren gedenkt.

In beiden Räten fanden Trauerkundgebungen für die Opfer der Eisenbahnkatastrophe bei Luzern statt. Bundesrat Pilet fand besonders herzliche Worte der Anteilnahme für die Angehörigen der verunglückten Eisenbahner. Eine sorgfältige Untersuchung ist eingeleitet. Erst wenn sie durchgeführt ist, wird sich erweisen, ob die bereits entfachte Polemik über das Einmannsystem Berechtigung hat.

Beide Räte genehmigten in der Schlußabstimmung das Gesetz über den Lohnabbau des Bundespersonals.

Die Vereinigte Bundesversammlung bestimmte heute als Bundespräsidenten Hr. Schultheß, als Vizepräsidenten Hr. Pilet. Sie wählte zwei neue Bundesrichter, die Herren Prof. Dr. Guex in Lausanne und Oberrichter Dr. Jean Rossel. Letzterer wird der Nachfolger seines Vaters, des zurückgetretenen Bundesrichters Virgile Rossel, der sich auch als Schriftsteller einen guten Ruf erworben hat. J. M.

Von der innern Not des Arbeitslosen.

Millionen Menschen, die verzweifelt ringende arbeitslose Hände in die Leere strecken, sie verbittert zu grimmigen Fäusten ballen oder müde und träge fallen lassen! Kein Mensch vermag das unsagbare Leiden, das in dieser Zahl liegt, in seinem vollen Ausmaße zu erfassen. Und es ist gut so. Das Bewußtwerden dieses Massenelendes müßte uns erdrücken. Aber eines tut Not: Daß wir, die nicht darben, uns in stiller Einkehr auf dasselbe besinnen. Ueberall, an Tagungen, in Privatgesprächen, wird ja wohl über die Arbeitslosigkeit geredet. Jedes spürt sie irgendwie am eigenen Schicksal. Aber es scheint mir, daß es oft nur das Problem an sich und nicht das Leben selbst ist, das uns bewegt. Es ist ein theoretisches Auseinandersetzen, dem die Tiefe fehlt. Und doch wächst nur aus ernster Besinnung Einsicht, Kraft zur Tat und zum Opfer.

Die Not der Arbeitslosen ist vielgestaltig und weitgehend durch Geistesverfassung und Temperament bedingt. Oft kommt es weniger auf die Not selbst als darauf an, wie sie ertragen wird. Aber nur wenige vermögen aus ihrer Lage das Beste zu machen und in ihrer zwangsmäßigen Erwerbslosigkeit daheim oder bei andern irgendwie Dienste zu tun; den meisten fehlt die Kraft zu eigener Lebensgestaltung. So bedeutet Arbeitslosigkeit für viele Nichtstun. Wir machen uns aber selten klar, wie unnatürlich dieser Zustand an sich schon ist. Der Arbeitslose hat das Gefühl für den Rhythmus des Tages verloren. Auch der Städter hat ja nur noch wenig Empfinden für dieses schöpferische Geschehen; aber er ist doch noch stärker mit diesem verbunden. Weil dem Arbeitslosen die Arbeit als gestaltender Mittelpunkt fehlt, geht für ihn der Tag dahin ohne den natürlichen Wechsel zwischen Spannung und Entspannung, Arbeit und Ruhe. Es gibt für ihn keinen Morgen, keinen Mittag, keinen Abend, keinen Werktag und keinen Sonntag. Sein Leben ist wie ein gleichmäßig dahinfließender Strom ohne Gefäll. Ein solcher aber muß letzten Endes versumpfen. Und doch versucht der Arbeitslose, diesem Schicksal zu entrinnen, und, oft auf künstlichem Wege, durch betäubenden Alkohol oder blendenden Kino, Bewegung in sein Leben zu bringen.

Der Mensch als an die Materie gebundener Geist bleibt den für alles Organische geltenden Lebensgesetzen unterworfen. Seine Triebhaftigkeit ist normalerweise umso stärker, je weniger er seine Kräfte in der Arbeit ausgeben kann. Es ist eine große sexuelle Not da, über die wir so wenig als möglich reden sollen, die aber doch in ihrer vollen Tragweite erfaßt werden muß. Es ist erschütternd, in diese menschlichen Abgründe hinabzusehen. Da sind die sittlich höher stehenden arbeitslosen jungen Männer von 25 bis 30 Jahren, die sich unter schweren seelischen Kämpfen und Verkrampfungen auf sittlicher Höhe halten, ohne Hoffnung, bald in der Ehe Erfüllung ihrer Wünsche zu finden. Dort sind die Haltlosen, die sich nicht mehr beherrschen können. Die Zahl der geschlechtlichen Erkrankungen, der unlautern unehelichen Beziehungen, der sexuellen und psychischen Korruptionen nähert sich. Aber auch Verheiratete leiden. Der Mann will die eine Freude noch haben, die ihn nichts kostet. Die Folge davon ist oft ein unerwünschtes Kind, ein illegaler Abort, eine geschwächte Frau, schwerste seelische Depressionen, die das Lebensglück zweier Menschen für immer gefährden.

Aus diesen Kreisen ergeht laut der Ruf nach Freigabe der Abtreibung und der öffentlichen Abgabe von Präventivmitteln. Wenn auch die verantwortungsbewußte Elternschaft höchste sittliche Forderung ist, so dürfen wir nicht verkennen, daß in der Art und Weise, wie die Geburtenregelung von diesen Kreisen aus propagiert wird, eine ungeheure Gefahr liegt, die zu einem verderblichen Radikalismus und Nationalismus auf den heiligsten Gebieten menschlichen Lebens führt und eine Untergrabung moralischer, geistiger und körperlicher Gesundheit im Leben des Einzelnen wie der Volksgemeinschaft zur Folge haben kann. Die seelischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit sind gerade auf diesem Gebiete von ungeheurer Tragweite für das ganze Volk.

Der Arbeitslose muß in Wahrheit seine Zeit totschlagen. Muß ihm da nicht alles willkommen sein, was mithilft? Wann könnte der Mensch der Beeinflussung zugänglicher sein als in seiner Tatenlosigkeit? So ist die Seele des Arbeitslosen der fruchtbare Boden, auf dem Haß gepflanzt wird, der sich sowohl für den Betreffenden selbst als die Gesamtheit unheilvoll auswirkt und Tumulte und Revolutionen auslösen kann. Nur zu leicht erliegt der Mensch Einflüssen, die ihn irgendwie zur Tätigkeit anregen. So haben wir ein ganzes Heer von Unzufriedenen und Arbeitsunwilligen, die nicht mehr objektiv und selbständig zu urteilen vermögen. Vieles ist Massen- und Klassendenken. Der Sinn für die Arbeit, der darin liegt, das Leben zu erhalten und zu erhöhen, den Mitmenschen zu dienen, ist, zum großen Teil durch die Schuld der Gesellschaft, verloren gegangen. Die Technik ist Dämon oder Gottheit. Aber auch diese Menschen sind seelisch krank und meistenteils so geworden, weil sie in ihrem Leben wenig Liebe und Verständnis erfahren durften.

Die Besten aber leiden unter Minderwertigkeitsgefühlen. Das Dasein hat für sie den Sinn verloren. Sie fühlen sich aus der Gesellschaft ausgestoßen. Das vergebliche Suchen nach Arbeit und die Not haben sie müde gemacht. Sie befinden sich in einem Zustand der Lethargie oder der Schwermut. Groß ist die Zahl der Selbstmorde von Menschen, die sich nicht mehr zu helfen wissen, unsagbar das seelische Leiden irrender Väter, gequälter Mütter und verwahrloster Kinder.

Aber auch die materielle Not hat ihre Auswirkungen auf das Psychische. Materielles und Geistiges stehen übrigens in so enger Wechselbeziehung, daß sie in vielen Fällen nicht voneinander zu trennen sind. Auch in der Schweiz gibt es Menschen, die hungern. Wir finden sie im Proletariat, aber auch unter den Intellektuellen, die, ohne Anspruch auf Versicherungsleistungen, in verborgener Stille ein Hungerdasein fristen. Die Not ist vielleicht dort am größten, wo sie schweigt. Die Sorge ums tägliche Brot begleitet den Arbeitslosen wie ein gespenstiger Schatten auf Schritt und Tritt und läßt seine Seele nie zur Ruhe und Freude kommen.

Das ist die Wirklichkeit, die wir lange, allzulange nicht sehen wollten. Es ist an der Zeit, daß sie uns aus unserer satten Zufriedenheit aufrüttelt und wir dem Geschehen nicht mehr als Außenstehende gegenüberstehen, sondern als Mittragende, als Suchende und Ringende, weil wir als Gesellschaft und als Einzelner an unserm arbeitslosen Bruder schuldig geworden sind und wir alle gemeinsam, aus dem Geist der Liebe und Verantwortung heraus, am Bau einer neuen glücklichen Zeit mithelfen sollen.

Bertha Brenner.

Wie im Dorfe Weihnachten wurde.

Ich kam aus der Stadt, die im Trubel der Weihnachtsvorbereitung fieberte, auf das stille Land. Bei sinkender Dämmerung schritt ich dem Bergwald zu. Die Gehöfte lagen so still und dunkel in den Wiesen, als wären sie unbewohnt. Vielleicht krachten einmal die Bohlen über dem Düngloch, wenn der Bauer zum Abendmelken ging, vielleicht schimmerte ein einsames rotgelbes Licht hinter einem einzigen Fenster, während sonst der Hof mit ungewissem Umriß im Abendschatten blieb; mir schien es, während ich im letzten Zwielicht zwischen den brachen Aeckern und den kahlen Obstgärten dahinging, als hätten die Bauern alles verlassen, sich zum Winterschlaf hingelegt und auch in den dunklen Häusern das Leben ausgelöscht.

Im Walde hing Rauhreif, und zwischen den weißlichen Bäumen verdichtete sich überm Weg die Dämmerung. Es herrschte im Holz eine Stille, ja fast ein Tod, wie sie nur Winter und Nacht gemeinsam bringen. Alles Getier schien ausgestorben; kein hungriges Eichhörnchen, kein raschelnder Iael, kein Waldvogel, kein Insekt und keine Blindschleiche war mehr umwegs. Die gefrorene Erde schien so verkrustet, als wollte sie nie mehr ein Leben aus ihrer harten Krume herauslassen. Die Natur blieb stumm, in sich zurückgezogen; die enge Welt zwischen dem grauen Nebel und der schwarzen Erde war ein leerer, lebloser Raum. Ein einziges Geräusch ertönte dann und wann: der harte Schlag der Axt von unsichtbarer Hand, die totes Holz in Stücke hieb. In diesem Wald ohne Schnee und ohne Mondlicht konnte man stehen und lauschen: nichts ereignete sich, nichts rührte sich; Nacht und Kälte des Mittwinters hatte alles Leben verschlungen.

An einer Biegung des Weges tritt der Pfad wieder aus dem Gehölz in freies Feld. Unweit liegt das kleine Dorf, ein Haufen von dunkeln Häuserbuckeln, der Kirchturm in der Mitte, ein paar wenige Laternenlichter mit Nebelkreisen da und dort verstreut. Als ich um die Biegung trat, schwebten mir die ersten hohen Töne eines Glockengeläutes entgegen; ich sah Licht in den Luken des Kirchturms; eine tiefere Glocke setzte ein und noch eine, das ganze Festtagsgeläute schwoll, überraschend das Tal füllend, zu mir herauf. Die mächtigen Stimmen dröhnten und wuchsen, verdrängten die Todesstille und Einsamkeit. Sie zogen mich an, ich mußte hinab, den oberen Höfen zu. Da sah ich hinter Fenstern einen goldenen Schein aufleuchten, der immer stärker ward, da und dort zündete das warme Licht auf in den schweigsamen, dunklen Häusern, die da verschlossen und verstreut in der Winternacht lagen. Im Dorfe selber entbrannte der Schein, enggerahmt unter tiefen Dächern, hinter schmalen Fenstern. Ich stand noch einmal still in der leblosen Dunkelheit, vor mir Fest und Licht, hinter mir die tote Starrheit der Winternacht, und die singenden Glocken um mich, die in die kalte Luft hinausriefen, plötzlich erwachten mächtige, ätherische Stimmen. Ich war dicht überm Dorf, wie sie, eine nach der andern, erschwiegen. Noch summte es nach in der Luft, dann, durch die neue Stille, klangen feine, leise Kindertöne, strebten aufwärts, rein und fest wie die Lichterflammen am Baum.

Menschenleer war die Straße; Nebel löschte Mond und Sterne aus. Weithin war nichts als Kälte, Starre und Schweigen. Und hier im kleinen Dorfe blühte die Wunderblume des Winters auf, fern von der erloschenen Natur, in einer andern Welt. Sichtbar wuchs sie aus dem Unsichtbaren, groß und strahlend: „O sanctissima!" Ruth Waldstetter.

Marie Antoinette.

Das Schicksal einer Königin.

Stephan Zweig, der sich mit seinen biographischen Studien bisher dem genialen Menschen zugewandt hat, man denke an seine Aufsätze über Kleist, Hölderlin, Nietsche etc., hat seine Darstellungskraft diesmal an das Lebensbild einer Persönlichkeit verwendet, die ihre Bedeutung allein durch ihre hohe Stellung und durch die Bedeutsamkeit ihrer Zeit erhalten hat und die er im Unterbeil seines Werkes ausdrücklich als einen „mittleren Charakter" bezeichnet. Indem der Biograph so von Anfang an seinen Standpunkt darlegt, indem er seine Heldin Marie Antoinette, die österreichische Erzherzogin, spätere Dauphine und Königin von Frankreich, in die große Schar der Mittelmäßigen einreiht, bezeugt er von vornherein das Bestreben, ihre Erscheinung und ihre Wirkung auf die psychologischen Grundbedingungen zu prüfen. Der Weg Marie Antoinettes vom Wiener Kaiserschloß über die rauschenden Feste im Palast von Versailles, über das künstliche und kostspielige Schäferidyll von Trianon bis zum Gefängnis der Pariser Conciergerie und schließlich zum Schafott, die Entwicklung der leichtsinnigen, hochmütigen und von der Volkskunst verwöhnten Königsbraut bis zur verhöhnten aber stolz demütigen „Veuve Capet", bietet dem seelischen Spürsinn Stephan Zweigs eine Fülle der lockenden Rätsel. Mit seiner gewohnten Scharfsichtigkeit geht er an ihre Klärung und Erklärung.

Unter Maria Theresias großer Kinderschar wächst Marie Antoinette heran, hübsch und anmutig, aber in keiner Weise begabt, denk- und lernfaul und zu jeder ernsten Arbeit oder Beschäftigung vollkommen unfähig. Bevor sie, 15jährig, aus Staatsraison dem Enkel Ludwigs des XV., dem Dauphin Frankreichs, zur Ehe gegeben wird, versucht die besorgte Mutter noch manches in der Erziehung Versäumte nachzuholen, nimmt sie unter ihren nahesten persönlichen Einfluß. Sie gibt auch diese Beeinflussung nach der mit unerhörtem Pomp gefeierten Hochzeit nicht auf; durch vertraute Berater versucht sie auf die Tochter einzuwirken. Ihre Briefe, die von Stephan Zweig häufig zitiert und auszugsweise angeführt werden, sind Zeugnisse ihrer besorgten und unverblendeten mütterlichen Liebe. Sie kennt die gefährlichen Charaktereigenschaften der jungen Fürstin, weiß um ihre heikle Stellung inmitten der ränkereichen Hofgesellschaft und um die Schwierigkeiten ihrer Ehe mit einem schläfrigen, temperamentlosen Gatten, der von seiner jungen Frau mehr als einmal takt- und respektloser Weise „le pauvre homme" genannt wird. Sie ahnt sogar mit erschreckender Hellsichtigkeit die zukünftigen schlimmen Auswirkungen dieser Zustände und Umstände. Stephan Zweig hat zum mindesten einen kleinen Erfolg dieser mütterlichen Einwirkung zu verzeichnen, wenn er schreibt: „Niemandem auf Erden sonst Untertan, hat dieses unernste Kind doch eine heilige Scheu, wenn sie die Stimme der Mutter — und sei es nur im geschriebenen Wort — vernimmt; ehrfürchtig beugt sie auch vor dem härtesten Tadel das Haupt." Weit über den kurzen Moment der Zerknirschung hinaus scheint aber der mütterliche Rat nicht gewirkt zu haben. Stephan Zweig zeigt uns eine Dauphine, eine Königin von Frankreich, die sich in höfische Intrigen verstrickt, durch trotzig hochmütiges Betragen einflußreiche Kreise verstimmt, und durch unerhörte Verschwendung endlich sogar das geduldige Volk gegen sich aufbringt. Die Angst vor der Langeweile reißt sie in tolle Eskapaden, an die Pariser Maskenredouten, führt sie in den Kreis zweideutiger und unzuverlässiger Freunde und Freundinnen. Die Nachreden allerdings, die schon früh die lebens-

Dr. phil. Ida Somazzi.

Seminarlehrerin in Bern, zum 50. Geburtstag, 17. Dezember 1932.

Es mag freundlicher Zufall sein, daß die Herausgeberin des Schweizerischen Frauenkalenders von 1933 unter dem Beitrag von Dr. Ida Somazzi: „Wie erziehen wir junge Mädchen zur Arbeitsfreude?" Gedanken über Sinn und Bedeutung des Geburtstages Ausdruck gab. An den Inhalt dieser Worte darf heute, am 50. Geburtstag von Dr. Ida Somazzi, angeknüpft werden, denn wie dankbar weiß gerade sie liebend, betreuend, gebend zu leben. Wie sehr ist sie sich bewußt, daß Aelter-Werden Verpflichtung ist zur Reife; wie kraftvoll bewahrt sie sich vor Starre in tätigem, immer lernendem Bemühtsein. Ihr, die Freundschaft übt und hochhält, gelten die Wünsche naher und ferner Freunde, ehemaliger und noch ihrer Fürsorge unterstellter Schülerinnen und der weiten Kreise von Frauen und Männern, die ihren zahlreichen Vorträgen über Fragen der Erziehung und der Friedensarbeit des Völkerbundes Anregung, Ermunterung oder auch Aufrüttelung verdanken. Dr. Ida Somazzi ist in unserem kleinen Lande eine der wenigen Frauen, die neben der Beanspruchung durch den Beruf bemüht ist, die großen Zusammenhänge im Leben und insbesondere im Leben der Frau zu erkennen und sich der Oeffentlichkeit nicht vorenthält, wo sie glaubt, ihr dienen zu können in der Erfüllung einer schweren Aufgabe: unserem Lande ihrer Verantwortung bewußte Menschen heranzuziehen.

Wunsch und Hoffnung vieler sei hier Ausdruck gegeben, daß Dr. Ida Somazzi ihrer Schule die lebendige Lehrerin, ihren Freunden die warmherzige Freundin, der Sache des Völkerbundes die tätige Helferin noch durch lange Jahre bleiben möge.

L. B.

Von der Selbstbestätigung und der Pflege des Gemeinschaftsgefühles.*

Dr. H. D.-S. Es ist ein Merkmal unserer Zeit, daß wir nicht mehr leben, sondern gelebt werden. Statt unsere eigene Phantasie spielen zu lassen, gehen wir in den Kino, um sie anzuregen. Statt unser Innenleben im Selbst-Musizieren zu entspannen, sitzen wir an den Radio. Sogar unsere Tänze müssen sich fremdem Rhythmus und fremden Bewegungsformen fügen. Das Schlimme aber ist, daß uns dies meistens gar nicht zum Bewußtsein kommt, sondern wir im Gegenteil noch meinen, mit Erleben überhäuft zu sein. Und doch ist dies ja alles nichts anderes als eine Zwangsjacke, die gerade systematisch darauf ausgeht, unsere Seele zu erdrosseln. Heutzutage wird sie ja gar nicht mehr gefragt, diese Seele, sondern man lebt einfach von außen in sie hinein. Ihr bleibt nichts anderes übrig, als sich hinzugeben und anzupassen.

Was uns darum heute vor allem Not tut, ist das Schaffen einer Selbstbetätigung, die, gleichsam als Seelenschutzpark, den vernachlässigten und verdrängten inneren Regungen neues Leben sichert. Nur diese Selbstbetätigung kann uns innerlich entwickeln, denn nur sie kann jene Kräfte in uns freilegen, die uns seelisch erneuern.

Da wir unser ganzes Leben nicht so ohne weiteres nach unserem Sinne umkrempeln können, müssen wir in erster Linie die Freizeit dieser Selbstbetätigung widmen. Jeder Mensch soll außer seinem gewohnten Pflichtenkreis Zeit und Gelegenheit finden, einmal ganz sich selbst sein zu dürfen. Ohne auf das Urteil anderer abzustellen, ohne ein Ziel oder einen Zweck im Auge zu haben, ja auch ohne Anspruch auf irgend welchen ästhetischen Wert zu erheben, wollen wir einmal leben dürfen. Kein anderes Gesetz über uns anerkennen als dasjenige der Gefühlsechtheit.

Ein ausgezeichnetes, nur leider viel zu wenig verbreitetes Mittel zur Auflockerung dieser inneren Verhärtungen ist das Formen aus Ton. Namentlich die Frau wird darin große Befreiung erfahren. Es ist kein Zufall, daß sie, die das Kind in sich formt und bildet, in der Bildhauerkunst so stark vertreten ist. Ihre Beziehungen zum Plastischen sind natugebunden. Dieses Ton-Formen sollte möglichst primitiv und anfangs wohl am besten ganz allein betrieben werden, damit sich ja keine künstlerischen Ambitionen, auch keine Hemmungen oder Scham vor Kritik einschleichen. Wenn wir fremde Urteile ausschließen, finden wir viel eher den Mut, uns in diesem schöpferischen Gestalten auszuleben. Von diesem unverfälschten Ausdruck aber hängt ja ab, ob wir das gewaltsam Niedergehaltene in uns befreien können.

Aehnliche Auflockerungen gewährt natürlich auch primitives Malen und Zeichnen, wenn es ebenso anspruchslos durchgeführt wird. Auf körperlichem Gebiet hilft das freie, rhythmische Bewegen, auch das planlose Wandern oder programmlose Herumreisen, das sich an nichts zu halten hat als an die Befolgung der eigenen seelischen Einfälle. Oberstes Prinzip bei allem bleibt ja immer: unverfälschter Ausdruck innerer Regungen und genügend Mut, sich selbst zu sein.

Es ist ein leichtes, schon die Kinder zu dieser Selbstbetätigung anzuhalten auf Kosten der Großstadteinflüsse mit ihrem fix-fertigen Erleben. Wie gern basteln und phantasieren und bewegen sich die Kinder, wenn man sie nur gewähren läßt. Wie leidenschaftlich mühen sie sich um Vorschläge, wenn sie einmal in häuslichen Angelegenheiten mitberaten dürfen. Denn auch ihr Kindergeist soll selbständig und unabhängig denken lernen. Es ist für sie so wichtig wie für uns das Meditieren, die innere Schau, die sich ernsthaft auseinandersetzt mit all dem Echten und Unechten in unserer Seele.

Aehnlich der Selbstbetätigung kann uns der Wille zur Gemeinschaft eine neue seelische Einstellung zum Leben geben, insofern er richtig angewandt wird. Hier ist zunächst aufzuräumen mit einer Unmenge von Vorurteilen. Statt der so üblichen Masseneinladungen (die oft dem Wunsch, viele auf einmal zu „erledigen", entsprungen sind und Kritik des Eisens als Hauptinhalt haben) sind wenige, ausgewählte Gäste zu laden, die sich in irgend welcher Beziehung nahe stehen. Auch der Ehe-Egoismus soll aufhören, der ängstlich alle Fremden fernhält, weil er Störung seines intimen (oder besser: engen) Glückes fürchtet. Selbst Unvorgestellte und Unbekannte kann man zu Tische bitten, wenn man sich irgendwie für sie interessiert. Lehnen sie ab, darf man sich nicht einschüchtern lassen, denn auch sie werden ja ihre besonderen Gründe für ihr Verhalten haben.

Fehlt jemand der Zugang zu den Mitmenschen, so kann er ihn selbst schaffen durch soziale Tätigkeit. Namentlich für Alleinstehende bildet diese die Brücke zum Leben und Erleben. Das Fallenlassen der Standesunterschiede, das An-die-Menschen-Heranschreiten dürfen, auch wenn diese nicht zu uns kommen, die Eigenhilfe, die in der Hilfe für andere liegt, das sind die wertvollen Momente, die die Seele aus der sozialen Tätigkeit holt. Nie soll man sich fragen: was kann ich für andere tun? Jeder hat mindestens ein Talent, das er für andere auswerten kann. Vielleicht besitzt er Kenntnisse einer Fremdsprache, die er einem armen, zurückgebliebenen Schüler an Stelle teurer Privatstunden zukommen lassen kann. Vielleicht versteht er auf der Maschine zu schreiben und verhilft einem mittellosen Schriftsteller zu einem guten Manuskript. Vielleicht weiß er so viel vom Haushalt, daß er eine vernachlässigte Haushaltung wieder in Ordnung bringen kann. Wer Liebe zu den Kindern hegt, findet auf Schritt und Tritt Betätigungsmöglichkeiten. Sei es, daß man einer geplagten Mutter die Kinder zeitweise hütet oder spazieren führt, daß man auf einem öffentlichen Kinderspielplatz Anregungen und Begeisterung für das Spiel unter die Schar bringt, daß man die mühsame Kinderwäsche flikken und verlängern hilft.**

Wie das Helfen im Kleinen, so fördeclich ist auch das aktive Mitmachen in einer großen Gemeinschaft. Dieses besitzt noch einen weiteren Vorzug: das Zurückstellen der Ichhaftigkeit und Verzichten auf das persönliche Geltungsstreben.

Wohl ist die neue Seelenkultur noch nicht geschaffen, wenn wir schon Selbstbetätigung und den Willen zur Gemeinschaft pflegen. Wir ermöglichen aber damit, daß sich die Seele wieder ausdrücken und ausleben lernt und bereiten somit den Weg vor, den sie nun ganz allein und ohne jegliches Forcieren einschlagen wird. Daß dies der richtige Weg zu einer neuen Seelenkultur, zu einem neuen Glück und einer neuen Zufriedenheit ist, beweist der Umstand, daß, wer nur einige Zeit nach obigen Prinzipien gelebt, eine neue Lebensfreude und Lebensenergie spürt.

* Auszug aus den Vorträgen von Dr. phil. K. F. Schaer, gehalten in den Frauenbildungskursen in Zürich.

** Sollte aber wirklich jemand keine Gelegenheit zum Mithelfen haben, so wende er sich an die Frauenzentrale Zürich, die (ausgenommen Donnerstags und Samstags) täglich von 2—4 Uhr gerne Anmeldungen entgegennimmt.

Eine Abonnentin an die Leserinnen unseres Frauenblattes.

Unsere Bitte um ein Krisenopfer

in der letzten Nummer unseres Blattes hat uns aus dem Leserkreise ein liebes Echo eingetragen.

Unsere Kameradin B. aus dem Berneroberland schreibt:

„Ich habe zwar meiner Lebtag noch nie in eine Zeitung geschrieben, aber nun muß ich's versuchen, weil ich Euch Andern etwas sagen möchte:

Ihr Abonnentinnen, ist es nicht hübsch, daß uns das Frauenblatt einen Wunschzettel schickt, uns um ein Weihnachtsgeschenklein bittet? Werden wir dadurch aus der nummernhaften Abonnentin 1, 2, 3, 100, 200, 300 nicht plötzlich eine Kameradin zu vielen andern? Wo man bittet, ist ja die unpersönliche Büroluft weggeweht, wo jemand ehrlich bittet, sind wir im Bezirk des Menschenherzens.

Darum — wenn einige unter Euch Leserinnen in einem Moment der Unrast des Blattes „betteln" wirklich als Betteln empfanden —, lächelt über Eure Krisenbrille, die Euch die Augen trübte, und zieht dem Weihnachtswunsch dies Hutzelröcklein schleunigst aus! Die guten Geister des Frauenblattes bitten uns. Bitten — ist hold und tief. Wo einer wahrhaft bittet, kann er das nur, weil er wahrhaft zu geben bereit ist. —

Und das ist's ja, was diesen Weihnachtswunsch so herzlich macht, daß er uns geradezu eine alte Schuld vom Herzen nimmt! Haben wir nicht schon oft den guten Geistern, die uns immer wieder beschenkten — sei's durch schöpferische Gabe, sei's durch das Aufsuchen der Quellen, durch das Verborgene, vielleicht mühselige Herleiten der Wasser, bis wir sie in unsere Hände schöpfen können — haben wir nicht je u. je unsern guten Brunnengeistern Dank gesagt im Innern, ohne doch den Weg zu ihnen zu finden?

Nun ist der Weg da — und wie rasch begangen! Ein grüner Zettel,

Nummer IX 526 St. Gallen,

und eine kleine Zahl! Und sollte sie auch winzig sein —, wenn sie den grünen Weg der Hoffnung nur betritt!

Dort, wo Sorge wahrhaft drückt, kommen die guten Geister ja nicht zu bitten, aber — unter andern — zu Euch vielleicht, Ihr Sicherbesoldeten und heute noch nicht Abgebauten. Heute seid Ihr noch nicht abgebaut! Ihr wißt ja: „Sorget nicht!" . . . — Und Ihr, liebe Kameradinnen, gebt Eure Gabe vielleicht besonders gern; Ihr, die Ihr herkommt wie ich aus einer Erziehung, die stark die Kultur der eignen Persönlichkeit erstrebte, darin aber einen wichtigsten Kräftebezirk ungeweckt ließ, das Interesse, das verantwortliche Fühlen für die Gemeinschaft. Ihr spürtet den Mangel, und Ihr freutet Euch, im Frauenblatt die Ströme des Ganzen rauschen zu hören, Ihr nahmet auf die Wellen, die an Eure stille Schwelle spülten, fühltet Euch mitgenommen, hinausgetragen aus dem Gehäuse des Eigenlebens in die bewegte, die befreite Luft einer größeren Heimat! Drum gebt Ihr vielleicht besonders gern.

Den guten Geistern, die im Stillen
die Lampe uns mit neuem Oel,
die Enge uns mit Weite füllen, —
daß nicht ermüd' ihr Werk und Wagen,
tut not der Dank —
laßt ihn uns sagen!"

Wir dürfen bis heute folgende Eingänge notieren: A. Sch., Winterthur, 1.—; E. M.-U., Zollikon, 5.—; B. K., Frick, 1.—; E. R., Bern, 1.—; R. G.-L., Luzern, 5.—; A. B. und E. H., Luzern, 7.—; Ch. H.-L., Basel, 10.—; C. F., Luzern, 1.—; B. M., Winterthur, 2.—; M. Sch., Bern, 1.—; E. M.-Sp., St. Gallen, 20.—; Ungenannt, Zürich, 20.—; G. G., Frauenfeld, 1.—; Total 75 Fr. von 14 Abonnentinnen. Die Einzahlungen waren z. Teil von lieben Worten begleitet: „Wer schnell gibt, gibt doppelt", oder „leider nur einen Krisenfranken, weil noch unzählig viel andere zu entrichten sind", usw.

Wir **verdanken** diesen Getreuen ihre schnelle Hilfeleistung von ganzem Herzen; jede liebe und auch noch so kleine Gabe und jedes verständnisvolle Begleitwort tut uns wohl.

Wer gibt weiter?

Verbrechen im Warenhaus.

Vor kurzem hat die Verhaftung einer Rotkreuzschwester, die ganz unschuldigerweise der Ausgabe falschen Geldes im Warenhaus bezichtigt wurde, die Gemüter erregt. Es sei im folgenden dargestellt, wie ein großes Warenhaus Vorkehrungen trifft, wirkliche Diebe zu entlarven und vermeintlichen nicht Unrecht zu tun.

Die Berufsverbrecher, wie sie sich in den Weltstädten andauernd bemerkbar machen, kennt man in der Schweiz nicht als dauernde Erscheinungen, sondern sozusagen nur von Gastspielen her, die jedoch oft recht schmerzliche Erinnerungen hinterlassen. In unsern schweizerischen Städten treten hin und wieder fremde Berufstaschendiebe auf. Sie suchen zumeist auf Eisenbahnen und in Tramwagen ihr Metier auszuüben und verstehen es ausgezeichnet, in künstlich arrangiertem Gedränge sich solche Opfer zu wählen, die gut gespickte Börsen und Brieftaschen auf sich tragen. Die Geschäftsleitung der Firma Jelmoli A.-G. in Zürich hat uns — so wird im „Winterthurer Tagblatt" berichtet — dieser Tage in einem Interview Gelegenheit geboten, einiges über Warenhausverbrecher und deren Behandlung zu erfahren. Die Warenhausdiebin ist unter den wenigen unsympathischen Kunden die häufigste, doch wird im allgemeinen lange nicht so viel gestohlen, wie man in der Oeffentlichkeit annimmt. Grundsatz bei der Verfolgung beobachteter Ladendiebinnen ist, daß diese nicht im Hause selbst angehalten werden, sondern stets erst beim Verlassen des Geschäftes. Dadurch entgeht der Vorfall der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die erwischte Diebin wird ins Sekretariat geführt; das Bedienungspersonal darf keine wie immer geartete Untersuchungsmaßnahmen ergreifen, sondern hat seine Beobachtungen den Dienstchefs zu melden, die ihrerseits die weitere Beobachtung und die Anhaltung veranlassen. Bei der Einvernahme der Warenhausdiebin zeigt sich bei einigen psychologischen Fähigkeiten des Hausbeamten sehr rasch, mit welcher Kategorie Diebinnen man es zu tun hat, mit einer erstmals Strauchelnden, die der Lockung nicht zu widerstehen vermochte, mit einer Kleptomanin, die aus unbeherrschter Leidenschaft klaut, derweil sie es nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihren materiellen Verhältnissen nicht nötig hat und mit dem Gestohlenen auch nichts anzufangen weiß, oder mit einer eigentlichen Diebin, die mit vorgefaßter Absicht, unbezahlt einzukaufen, ins Warenhaus gekommen ist.

In den Fällen, wo es sich sichtlich oder wahrscheinlich um Gelegenheitsdiebinnen handelt, die als Opfer ihrer momentanen Situation zu betrachten sind, wird im allgemeinen die Polizei nicht in Anspruch genommen. Die Diebinnen müssen aber eine Erklärung unterschreiben, daß sie beim Diebstahl erwischt worden sind, auf Grund eines Verhörs aber in entgegenkommender Weise nicht den Strafbehörden übergeben wurden, und sich verpflichten, das Warenhaus nicht mehr zu betreten. Natürlich vergewissert sich die Warenhausleitung in allen diesen Fällen, ob die Personalangaben der erwischten Diebinnen stimmen und ihre Aussagen einigermaßen der Wirklichkeit entsprechen; aber trotzdem wird hin und wieder eine weniger harmlose Diebin entwischen, die jedoch früher oder später in den Maschen des Strafgesetzes hängen bleiben dürfte.

Es kommt selten vor, daß bei uns Warenhausdiebinnen mit besonders hergerichteten Diebskleidern aufrücken, wie es in den Weltstädten praktiziert wird. Natürlich spielen große offene Hand- und Versteckstaschen am Kleide gelegentlich auch eine Rolle. Eine Diebin muß beim Verhör über die auf ihr gefundenen Waren Auskunft erteilen, und dabei stellt es sich oft heraus, daß sie schon in andern Geschäftshäusern gestohlen hat, da die Kassabons für die mitgebrachten Gegenstände fehlen.

Gelegentlich werden im Warenhaus auch „Kanonen" gefaßt. Eines Tages wurde ein Paar Ohrringe von besonderer Eigenart gestohlen. Es gelang, die Diebin später an den Ohrringen zu erkennen und zu fassen, und es stellte sich dabei heraus, daß mit ihr eine gerissene Hochstaplerin der Polizei ins Garn gegangen war. Dann wieder wurde eine Diebin an der Tat erwischt, wie sie in ihren übergroßen Beutel Ware fallen ließ. Die Frau wurde als die Gattin eines Landbewohners festgestellt, der einen intellektuellen Beruf ausübt und in sehr guten Verhältnissen lebte. Bei einigen Ladendiebinnen, die man im Warenhaus festnahm, wurden bei Hausdurchsuchungen große Warenlager gefunden, welche gestohlene Gegenstände aus zahlreichen Verkaufsmagazinen bargen und erhebliche Werte repräsentierten.

Zur Verübung eines Ladendiebstahls braucht es natürlich eine besondere Frechheit. Welchen Grad

---

gierige junge Frau der schlimmsten erotischen Verfehlungen bezichtigten, weist ihr Biograph als haltlose Verleumdungen zurück. Aber er spricht sie nicht los von der Schuld, die sie durch ihren extravaganten Lebenswandel an solchen Verleumdungen trägt. Er weist auch auf die verheerenden Wirkungen der bösen Gerüchte hin. Was die raffinierte Böswilligkeit einer durch Marie Antoinettes Launen verärgerten Hofgesellschaft an garstigen kleinen Uebernamen für sie sich zurauunt, was heimlich in zierlichen Heftchen in den Boudoirs an Schmähschriften über sie verbreitet wird, das wird später von den Revolutionären zugeschrieen und in einem grausamen Prozeßverfahren zur Last gelegt werden.

In zwanzig Jahren des nutzlosesten Müßiggangs werden rings um Marie Antoinette die bedrohenden Mächte immer stärker, und endlich, aber erst als es zum Eingreifen schon zu spät ist, kann sich selbst ihr freudegieriges Auge, ihr flatterhafter Sinn nicht mehr davor verschließen. Dieser Marie Antoinette, die an dem Rande eines Abgrunds stehend, aus tändelnden Träumereien erwacht, wendet Stephan Zweig sein lebendigstes Interesse zu. Unter dem Drucke der Not vollzieht sich in ihrem Charakter eine durchgreifende Wandlung. Stephan Zweig stellt sie folgendermaßen dar: „Jetzt erst, herausgefordert von dem ungeheuren Anspruch dies alles, ihre Krone, ihre Kinder, ihr eigenes Leben, gegen den großartigen Aufruhr der Geschichte verteidigen zu müssen, sucht sie in sich selbst nach Kräften des Widerstands und holt plötzlich ungenutzte Reserven der Intelligenz, der Tatkraft aus sich heraus. Der Durchbruch ist endlich erfolgt. „Erst im Unglück weiß man, wer man ist," dieses schöne, dieses erschütterte und erschütternde Wort blitzt jetzt plötzlich in einem ihrer Briefe auf. — Eine neue Epoche beginnt mit dem Unglück im innern Leben dieser Frau. Aber Unglück verwandelt eigentlich niemals einen Charakter, es preßt keine neuen Elemente in ihn hinein, es bildet nur längst vorhandene Anlagen aus. Marie Antoinette wird nicht plötzlich intelligent, tätig, energisch und vital in diesen Jahren des letzten Kampfes: All das war sie der Anlage nach von je, sie hatte nur aus einer geheimnisvollen Trägheit der Seele, aus einer kindischen Verspielteheit der Sinne diese Wesenshälfte ihrer Persönlichkeit nicht zum Einsatz gebracht; sie hatte bisher nur mit dem Leben gespielt und nie mit ihm gekämpft; jetzt erst, seit der großen Herausforderung schleifen sich alle diese Energien zur Waffe. Marie Antoinette denkt und überlegt erst, seit sie denken muß. Sie arbeitet, weil sie gezwungen ist, zu arbeiten. Sie erhöht sich, weil sie vom Schicksal genötigt ist, groß zu sein." Nicht nur Marie Antoinettes Intellekt und Tatkraft entwickeln sich in dieser entscheidenden Epoche ihres Lebens. Auch ihr Gefühlsleben erfährt eine zunehmende Vertiefung: Jetzt erst wendet sie sich als Mutter ihren Kindern zu, und so, wie sie jetzt endlich zur Mutterliebe fähig ist, so scheint auch erst jetzt, wo sie die Reize ihrer einst üppig blühenden Schönheit schon verliert, ein wahres Liebesgefühl ihr möglich zu werden. Nach Stephan Zweigs Ansicht, die sich auf erst kürzlich wiedergefundene Dokumente stützt, ist für Marie Antoinette die Beziehung zu dem schwedischen Grafen Fersen in den letzten kummervollen Jahren ihres Lebens stärkste Hülse und bester Trost. Fersen selbst soll sich durch seine rastlosen und verzweifelten Bemühungen zur Rettung der königlichen Familie als dieser Liebe würdig gezeigt haben.) In diesen letzten düstern Kapiteln vom Untergang des französischen Königshauses hebt Stephan Zweig das Bild der tausendfach gemarterten Frau und Mutter, der entthronten Königin, ins Heroische hinauf; die Bleistiftskizze des Künstlers David, die dieser von Marie Antoinette zeichnete, als sie in königlicher Haltung auf dem Schinderkarren sitzend, an seiner Straßenecke vorbeigeführt wird, gibt dieser Auffassung recht: ein Mensch „mittleren Charakters" hat sich im Unglück zu erhabener Größe gesteigert.

A. H.

Eine romantische Dichterin:

Karoline von Günderode.

Unter den Frauen der deutschen Romantik ist Karoline von Günderode die am wenigsten bekannte, obschon sie neben ihrer Freundin Bettina von Arnim als einzige unter ihnen zu einer belangvollen eigenen dichterischen Leistung gelangte. Ihre Erscheinung, zugleich rührend in ihrer Zartheit und erhebend durch einen starkwilligen Zug ins Heroische, ist es aber wohl wert, aus der Vergessenheit emporgehoben zu werden. Otto Heuschele hat in einer schön empfundenen und formvollendeten kleinen Schrift dieser Ehrenpflicht genügt, die er zugleich als seine Aufgabe der heutigen Zeit gegenüber empfindet: „Die Besten haben sie geliebt, ba sie lebte, viele sahen ihr nach, denen sie begegnete, manche waren von ihrer unirdischen Schönheit ergriffen, vielleicht fürchteten sich andere vor ihr, denn es wohnte ein Gott in ihr... Ihm diente sie. Viele liebten das Werk, das sie uns hinterließ, wenige nur flochten Leben und Werk zusammen, um es als Geschenk der Gottheit zu begreifen, zu ehren und ergriffen die Kräfte des Lebens, der Liebe und des Todes aus ihm zu trinken. Zeitlos, wie das Schicksal, dem sie leben mußte, ist das Werk, das sie formte. Wer sie wahrhaft kennt, der weiß, daß sie keine Fremdlingin in dieser, unserer Zeit ist. Zwar muß der, der sie erkennen will, seine Seele bereiten, ein Höchstes zu fassen, aber hat er diese Bereitschaft in sich gefunden und begründet, wird ihm Werk und Schicksal dieser Frau die Seele weiten, den Blick zur höchsten Höhe des Göttlichen emporziehen. Sie war, das wußte sie, als sie in der Stunde ihrer höchsten Lebens- und Todestrunkenheit ihre Grabschrift wählte, nicht unter Menschen beheimatet. Von allen spricht sie, nur nicht vom Menschen. Dennoch soll sie uns Menschen gehören, wenn nicht als der unsern eine, so doch als die Botin der Götter, wie wir Hölderlin als eines Gottes Boten ehren... Wenn sie vor uns steht, die Ruhelose, die ihre Seele in alle Welten schickte, die sie in Gestalten aller Mythenbezirke legte, steht sie vor uns als die einsame Seherin, zu der sich aus dem fernen Altertum, als Trägerinnen ihres Blutes, Sappho und Diotima gesellen."

Es ist ein im denkbar engsten äußeren Rahmen sich abspielendes Frauenleben, das Otto Heuschele unter einem solch weiten Gesichtswinkel betrachtet: er läßt Kinderjahre aufleben, die der Tod von Vater und Geschwistern beschattet, Mädchenzeit, die in einem Stift für adelige Damen beschlossen ist, und die nur kurze Flüge ins Land der Jugendfreude kennt. Ein früh bewegtes, überreiches Innenleben, das durch eine unglückliche Liebesleidenschaft erschüttert und vertieft wird, findet seinen Ausdruck in Gedichten, die, nach Otto Heuschele, eine einzigartige Vermählung antiken und romantischen Lebensgefühles bedeuten. Was uns in der Darstellung Heuscheles wichtig erscheint ist die Verschmelzung von Leben, Gestalt und Werk der Günderode zur Einheit: Er weiß ihr

diese Frechheit erreicht, beweist der Umstand, daß Diebinnen schon gestohlene Pelze usw. am nächsten Tag umzutauschen oder das Geld dafür „zurück"-zuerhalten suchten. Eine Anfängerin war es offenbar, die einmal in ein oberes Stockwerk bei Jelmoli kam und einer jungen Verkäuferin einen wertvollen Pelz übergab mit der Erklärung, der Pelz sei ihr im Parterre am Aermel „hängen" geblieben, sie möge ihn doch wieder dorthin tragen. Die Pelzliebhaberin hatte offenbar beim weitern Durchschreiten der Verkaufsmagazine Gewissensbisse verspürt.

Außer den Ladendiebinnen kommen hin und wieder, doch sehr selten, auch andere unerwünschte Gäste ins Warenhaus, deren Treiben ins Gebiet des Strafgesetzbuches gehört. Falschgeld wird äußerst selten präsentiert, es sei denn, daß hin und wieder Geldstücke eingenommen werden, die nicht mehr kursfähig sind: sitzende Helvetia-2 Fr. Stücke, Fünffrankenstücke aus den Ländern der früheren Münzunion usw. Diese Geldstücke werden aber gewöhnlich nicht in verbrecherischer Absicht ausgegeben, sondern versehentlich, wie sie eingenommen wurden. Eigentlich gefälschtes Geld wurde bei Jelmoli nie angeboten und nie eingenommen. Bei den Automaten kommt es jedoch verhältnismäßig häufig vor, daß falsche Münzen, Kindergeld, Champagnermarken, Spielmarken und dergleichen eingeworfen werden; zumeist sind es Jugendliche, die auf diese Weise zu den Herrlichkeiten des Automaten-Innern gelangen möchten.

Das Verbrechen wird also aus dem Warenhaus beinahe vollständig verbannt. Im Warenhaus sich auf unreelle Weise bereichern zu wollen, ist unter den erwähnten Umständen eine aussichtslose Sache. Und wenn schon einer oder eine dabei erwischt wird: auch wenn das Verfahren in jeder Weise rücksichtsvoll und unauffällig ist, fatal ist es schließlich für die diebische Elster doch. Es ist ein Merkmal für sie, und wenn sie der langen Finger nicht entbehren kann, so macht sie wahrscheinlich früher oder später doch noch mit dem Strafgericht Bekanntschaft. Zu Zeiten größten Andranges entsenden Kantons- und Stadtpolizei Detektive, die im Menschengedränge nach Verbrechern und Verbrecherinnen Ausschau halten und oft auch Ladendiebe beobachten und festnehmen. In diesen Fällen hat bei der Weiterverfolgung des Schuldigen das Warenhaus nichts dazu zu sagen, und es ist durchaus Sache der Polizei, die Untersuchung durchzuführen.

Wie uns anreden?

„O Freunde, nicht diese Töne!" möchte man nach der Lektüre von „Frau oder Fräulein" in der letzten Nummer ausrufen. Denn man kapiert nicht recht, ob da eine kleine Satire „Lachende Wahrheiten" hätte sagen sollen, oder ob diese Fräuleins die Wertung der armen Ehefrau heruntersetzen, weil ihnen — das könnte ja ein Koböldlein als Gruß vom Unbewußten besorgen (ich sage nur vielleicht!) — die Trauben zu sauer sind.

Item, das Für und Wider wird sonst unter Frauen, ob Akademikerin oder nicht, meist mit ganz anderen Argumenten diskutiert werden. Nur eine kleine Auslese. Wer ab und zu Gelegenheit hat, sich außerhalb des gewiß lieben und tüchtigen, aber nicht gerade in allem Neuen tonangebenden Vaterlandes zu bewegen, hört es in verschiedenen Ländern und Sprachen, daß reifere Frauen glattweg mit Frau angeredet werden. Die Junge ist eben ein Fräulein, die weniger Junge ist eine Frau, und das Publikum trifft da selbst das Rechte, wie es auch Fräulein zu nennen beginnt, wen es nicht mehr als Kind betrachtet. So ist das Geschlecht maßgebend und nicht der Zivilstand.

Man begreift manche der Jungen, die Fräulein genannt sein möchten, da beim heutigen Sprachgebrauch damit gesagt ist, daß sie noch frei seien und vielleicht nicht abgeneigt, sich dieser Freiheit zu begeben.

Manche ältere Unverheiratete, zumal wenn sie berufstätig, vielleicht in Stellung, die mit Titelführung verbunden ist, wird anders denken. Machen wir uns nicht ein wenig lächerlich mit Fräulein Professor? Fräulein Oberin kam nie in Frage, da haben die Menschen früherer Generationen in Sinn und Klang das Passende gefunden.

Und ist es nicht etwas natürliches, daß ein fraulich empfindendes Fräulein (fi donc!) von vielleicht vierzig Jahren, im Sinne der Frauenbewegung und des gesunden Menschenverstandes also eine Frau — daß diese, zumal wenn sie inmitten regen Lebens steht und sich „geistigen Kindern" sehr verbunden fühlt, nun auch im Geschäfts- und Gesellschaftsleben Frau genannt sein möchte wie ihre gleichaltrigen verheirateten Schwestern?

Es wäre einfacher und langsam würde die so veränderte Sitte die Menschen daran gewöhnen, daß eine Frau eben, wenn sie ausgewachsen, eine Frau ist und ihr Zivilstand eine Privatsache.

Eine Nebensache das Ganze? Gewiß, es gibt Wichtigeres. Aber hat nicht scheinbar Unwichtiges oft bedeutsamere Hintergründe als Dinge, die sehr wichtig genommen werden? E. B.

Worte und Taten.

Zum Weihnachtseinkauf.

In Hunderten von Kundgebungen der Behörden, Verbände und Frauenorganisationen ist während der „Schweizerwoche" hervorgehoben worden, daß angesichts der zurzeit bedrängten Lage zahlreicher Industrien und Gewerbe das landeseigene Erzeugnis beim Einkauf in erster Linie Berücksichtigung finden müsse. In außergewöhnlichen Zeiten hätten anderweitige Ueberlegungen zurückzutreten hinter der einen Erwägung, durch wohlbedachten Einkauf die Arbeitsnot zu mildern, den Fabrikanten und Arbeitern, den Bauern und Gewerbetreibenden Aufträge und Verdienstmöglichkeit zu verschaffen.

Auf Weihnachten werden in unserem Lande auch heute noch, trotz Krise, Dutzende von Millionen Franken für Geschenke und Festeinkäufe aller Art verausgabt. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß die Zahl der Haushaltungen in der Schweiz mehr als 1 Million beträgt. Welchen Anteil die eigene Produktion an diesem gewichtigen Totalbetrag haben wird, ist für unsere Gesamtwirtschaft bedeutsam. Er setzt sich zusammen aus Millionen kleiner Betreffnisse. Man sage daher nicht, daß der einzelne, an sich unbedeutende Einkauf nicht ins Gewicht falle.

Die Weihnacht ist das Fest der Freude, aber auch der Anlaß, jener Mitbürger zu gedenken, mit denen wir in Schicksalsgemeinschaft leben und die heute ums tägliche Brot bangen müssen. Unsere Frauen haben je und je bewiesen, daß sie für Not und Bedrängnis ein Herz haben, selbst dann, wenn es allenfalls gilt, in fernen Landen ein Hilfswerk zu unterstützen. Wieviel mehr darf man darauf zählen, daß sie der eigenen Mitschwestern und Volksgenossen gedenken.

Seit der Verschlimmerung der Lage in der Produktion und auf dem Arbeitsmarkt ist von den Frauenkreisen außerordentlich viel getan worden, um Familien zu unterstützen, deren Ernährer verdienstlos sind. Auf Weihnachten werden sie mit ihren Zuwendungen doppelte Freude bereiten. Ob dieser Liebestätigkeit werden unsere Schweizerfrauen das Nächstliegende nicht vergessen: den Familienvätern, den Arbeitern und Arbeiterinnen ihren Verdienst, ihre Existenz zu sichern. Dafür brauchen sie nicht einmal ein Opfer zu bringen, es sei denn vielleicht der Verzicht auf die eine oder andere Liebhaberei. Wenn unsere Frauen, die ja zumeist den Weihnachtseinkauf besorgen, bei der Auswahl der Geschenke und der Zutaten für Küche und Keller konsequent auf Schweizerware achten, so werden sie die in der Frauenbewegung oft bewiesene Weitsicht und Konsequenz auch im praktischen, staatsbürgerlichen Handeln bezeugen.

Mögen die beherzigenswerten Aufrufe der Frauenverbände anläßlich der „Schweizerwoche" ihre Früchte tragen und möge den Worten die Tat folgen. So wird manches Christbaumlicht in unserem Vaterlande heller brennen.

Schweizerwoche-Verband.

Für die Hausfrau.

Weihnachtsgebäck.

Es fängt überall so heimelig an zu riechen, nach Zimt und Nelken und all den guten Sachen, die unzertrennlich mit dem Erlebnis der Weihnachtszeit verbunden sind in unserem Land. Aber auch bei den Zuckerbäckern und Konditoren sieht es verlockend aus, und diese, viele Frauen, die zu sehr mit beruflicher Arbeit belastet sind, müssen auf das traditionelle Hausbacken verzichten und ihre „Guzli" vom Spezialisten beziehen. Aber auch da gibt es natürlich gute Sachen, und vielleicht kommt man deshalb nicht viel teurer, weil man dann nicht so große Vorräte macht und nur so viel kauft, als man über die Festtage braucht. Viele Mütter wissen ja, wie schwer es ist, die Gutzlidrucke vor Weihnachten in Sicherheit zu bringen! Aber auch so wird heute manche Mutter den Budgetposten für Süßigkeiten auf ein Minimum beschränken müssen. Diesen kann aus Erfahrung alles Gebäck der Migros warm empfohlen werden, es ist wie alles dort frisch und sehr gut und viel billiger als irgendwo sonst.

Die Kinder haben eben gerne allerlei zum Knabbern, und mir scheint, es ist wie während des Krieges: Da, wo überall knapper und einfacher gelebt werden muß, wächst das Bedürfnis nach Süßigkeiten. -er.

Werk gespiesen aus den innersten Quellen ihres Lebens und findet es gekrönt in ihrer Liebe und ihrem Liebestod.

Es macht uns Otto Heuscheles kleinen Band besonders wert, daß es zahlreiche Proben aus dem dichterischen Werke der Günderode anführt und ihnen eine sinnvolle Deutung zu geben weiß. Die Ausstattung dieses Buches, das von den Werkstätten der Stadt Halle, Burg Giebichenstein in einer beschränkten Auflage herausgegeben wurde, ist in ihrer vornehmen Einfachheit dem Inhalte angepaßt. A. H.

Ein Buch der Freundschaft für Paula Modersohn-Becker.

Bei der Rundfrage, die wir an dieser Stelle vor einigen Jahren nach den Lieblingsbüchern der Leserinnen veranstalteten, wurden unter den beliebtesten Büchern die Briefe und Tagebücher der Malerin Paula Modersohn-Becker erfreulich oft genannt, ein Zeichen, daß das geistige Bild dieser menschlich und künstlerisch hervorragenden Frau in weiten Kreisen geliebt und gehegt wird. Nicht nur eine verbilligte Neuausgabe dieser Briefe und Tagebücher, sondern auch eine neue Publikation, ein Buch der Erinnerung, das Paula Modersohns Freunde zu ihrem 25jährigen Todestage herausgeben, lenkt ein vermehrtes Interesse auf sie hin.

Die Beiträge der Freunde bieten allerdings den mit den Briefen Vertrauten nicht allzuviel Neues. Rilkes berühmtes Requiem zu ihren Ehren beansprucht zu Recht den ersten Platz unter ihnen. Paula Modersohns kurzes, aber an innerer Erfahrung überreiches Leben, ihr Tod, der sie nach der Geburt eines Kindes unerklärlich rasch und doch auf eine besondere Weise sinnvoll daraus hinweg nimmt, ist von dem Dichter-Freunde endgültig und unvergänglich gefaßt. Was heißt neben solchem Zeugnis das liebevollste Wort weiterer Freunde und Verwandter, was die eingehende Würdigung und Einreihung ihrer künstlerischen Leistung durch sachverständige Beurteiler?

Wichtig und richtig stehen an ihrem Platze die vielen gutgelungenen Bildwiedergaben aus dem Werke der Malerin, dessen Eigenart und Bedeutung an ihnen neu bewußt wird. Das seltsame Völklein der niederdeutschen Landleute die Brief und Tagebuch eindringlich und oft drollig schildern, lernt man nun im Bilde kennen, in der eigenartigen Form, die die Malerin für ihr Wesen gefunden hat: alte Frauen und junge Mädchen wie Märchengestalten empfunden, blühende Mütter vor allem mit dem Kind an der Brust.

Was allein aber uns den neuen Band schön wert macht, sind die photographischen Bildnisse, die, vereint mit den zahlreichen Wiedergaben ihrer malerischen Selbstporträts, die anmutsvolle Erscheinung der Künstlerin nahebringen. Diese Bildnisse lassen an das anspruchslose kleine Gedicht des Tagebuches erinnern, in dem es heißt:

„Wann kommt mir der Tag,
Daß in Demut einen Schatten
Hin auf reinen, keuschen Boden
Ich kann werfen . . .
Einen Schatten meiner Seele."

25 Jahre nach Paula Modersohns Tod ist man immer noch — oder erst recht — dankbar für jeden Schatten, der von ihrer Gestalt, von ihrer Seele zeugt. A. H.

Vermehrte Würdigung unseres Schweizerobstes in der Stadt.

Es ist erfreulich, daß die Comestiblesläden und die Lokale der Konsum- und Lebensmittelvereine in letzter Zeit in vermehrtem Maße schönes, einwandfreies Schweizerobst als gediegene Schaufensterdekoration würdig erachten. So wurden beispielsweise in Zürich vor und in der Adventszeit beachtenswerte Schaufensterausstellungen arrangiert. Dadurch wird der Konsument darauf aufmerksam gemacht, daß der schmackhafte, hochwertige Schweizerapfel mindestens so gut in den Festtagsfrüchtekorb gehört, wie die ausländische Banane und Orange.

Diese Erscheinung darf öffentlich registriert und zur weiteren Nachahmung dankbar empfohlen werden.

Von Kursen und Tagungen.

IV. Kantonaler Frauentag in Schaffhausen.

Der IV. Kantonale Frauentag Schaffhausens war über alle Erwartungen gut besucht, der Faesenstaubsaal dicht besetzt, als die Präsidentin Frau Breiter die Tagung mit dem Hinweis auf unsere trostlose Weltlage eröffnete und die Frauen zu ernster Mitarbeit beim Suchen nach Wegen aufrief, die aus der Wirrnis führen. Sodann sprach in klarer und schlichter, zu Herzen gehender Weise Frau Vischer-Alioth aus Basel über die Erziehung zum Weltfrieden. Diese beginnt in der Familie, dort kann der Geist des Friedens, der Verträglichkeit in die Jungen gepflanzt werden. Und in der Schule sollen den Kindern nicht nur die Kriegshelden, sondern auch die großen Erfinder, die Philosophen und Gottesmänner als Helden dargestellt werden. Die christliche Lehre, nach der wir alle Brüder sind, ist die beste Grundlage für alle Friedensarbeit. Nicht hassen und verurteilen, sondern versuchen zu lieben nach dem Gebot „Liebet euch untereinander". Wer für den Frieden arbeiten will, muß durchdrungen sein vom Glauben des Lichts über die Nacht. Frau Vischer schloß mit den Worten von Simon Schulze: „Nicht von der großen Politik, sondern von der stillen Arbeit der Kinder Gottes hängt das Schicksal der Welt ab."

Der Vortrag hat ersichtlich großen Eindruck auf die Frauen gemacht.

Die Zürcher Frauen haben das Thema des Weltfriedens auf ihren kantonalen Frauentag gesetzt, jetzt die Schaffhauserinnen, andere Frauentage werden nachfolgen — das Verantwortungsbewußtsein der Frauen erwacht immer mehr und wird immer lebendiger. Möchte doch wie bei uns so auch in andern Ländern dies immer mehr der Fall sein!

Von Büchern.

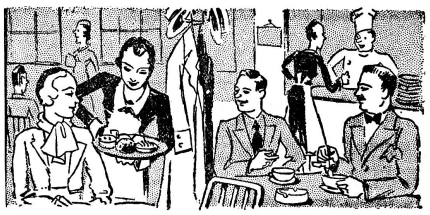
Ein Friedenspiel.

Herausgegeben von den Kreuzrittern des Friedens, Valangin bei Neuchâtel. Zu beziehen

Schenken Sie einige Flaschen
Elchina
Es ist stets willkommen
In Apoth.: Orig.-Fl. Fr. 3.75
Orig.-Doppel-Fl. Fr. 6.25
P80G

Frauen, schenkt auf Weihnachten ein Abonnement des Schweizer Frauenblattes!

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe



Die alkoholfreien Wirtschaften
des
Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften
in Zürich
1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3–5 Min. v. Hauptbahnhof
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, b. Großmünster, Zürich 1
3. Oliventaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhoferbahnhof, (Zürich 1
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4
5. Freya, Freyastraße 20, Zürich 4
6. Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4
7. Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5 P 169 Z
8. Kirchgemeindehaus Wipkingen, Zürich 6
9. Lettenhof, Wasserwerkstraße 108, Zürich 6
10. Platzpromenade, Museumstraße 10, Zürich 1
11. Rütli, Zähringerstraße 43, Zürich 1
12. Zur Limmat, Limmatquai 32, Zürich 1
13. Rosengasse 10, Zürich 1
14. Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7
15. Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8
16. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis Zimmer inbegriffen Fr. 6.80 bis 8.— täglich
17. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pr'preis wie Kurhaus Zürichberg
18. Baumacker Oerlikon-Zürich
Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung:
Gotthardstraße 21, Zürich 2

Basel P 8796 Q
Alkoholfreies Café
Batterie
A. & H. Keuerleber
beim Wasserturm
Tel. 21.438 Tram 15 u. 16

BASEL Hotel Baslerhof
Christl. Hospiz, Aeschenvorstadt 55
Bestbesucht. Familienhotel II. Rang. Moderner Komfort. Zimmer teils mit fließ. Wasser v. Fr. 4.50 an. Alkoholfreie Restauration mit 200 Sitzplätz. Preisemäßig. Eigene Konditore
P 8798 O

Alkoholfr. Hotel u. Restaurant
Seehof in Hilterfingen
a. Thunersee. — Das ganze Jahr geöffnet. — Ferien- u. Ruhebedürftige finden stets freundl. Aufnahme. Sorgfält. Küche. Mod. eingerichtete Zimmer mit fl. warm. u. kalt. Wasser. Zu jeder Tageszeit Kaffee, Kuchen etc. — Schöne Sitzungszimmer. Tel. 92.26
Die Leiterin: O. Herzog-Sutter

Lugano Alkoholfreies Hotel Restr. Helios
Nähe Hauptpost, Kursaal und See. Mod. eingericht. Haus. Sorgfältige Küche. Mäßige Preise. P 166' 1 C

LUZERN P 7229-2 L
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Thun „Thunerstube"
Bälliz 54 Tel. 34.52
Alkoholfreies Restaurant der Frauenvereine
Moderne Gastzimmer mit fließendem Wasser, Bad und Lift, zu Fr. 3.50, 4.– und 4.50. Pensionspreise Fr. 7.50 und 8.–. Mahlzeiten in verschiedenen Preislagen (kein Trinkgeld) P 11211 T

Bern Daheim Alkohofreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
Tel. 24.929
P 7265 Y

bei Frl. Dorothea Münger, Friedheimweg 17, Bern. Preis 3 Fr.

Dieses Friedenspiel wurde aus der Erkenntnis geschaffen, daß die Erziehung zum Frieden schon bei den kleinen Kindern beginnen müsse und daß man ihnen durch ein Spiel den Weg zum Frieden zeigen könne. Mütter und Erzieherinnen schrieben, wie froh gerade sie über dieses Spiel seien, anhand dessen sie den Kindern Vorfälle aus dem Leben erklären könnten. Es ist ein Würfelspiel. Mit kleinen mühsamen Schritten kommt man über „Geduld", „Liebe", „Ueberzeugung", „Erfahrung", „Opfer," „Demut", „Glaube" und „Gewißheit" zum „Berg des Friedens", wird aber unterwegs immer wieder durch „Egoismus", „Zorn", „Stolz", „Lauheit", „Zweifel" und „Mutlosigkeit" zurückgeworfen und muß den Anstieg wieder und wieder neu versuchen. So ist das Spiel eine Symbolisierung all der innern Erziehungsfaktoren, die beim einzelnen Menschen nötig sind und die schon im Kinde gepflegt werden müssen, um zum Frieden unter den Menschen, zu einer wahren Friedensgesinnung zu kommen.

Kaisers Haushaltungsbücher.

Glückliches Familienleben kann nur in einem geordneten Haushalt herrschen. Gerade in dieser Krisenzeit ist es besonders wichtig, am rechten Ort zu sparen, an alte und kranke Tage zu denken. Die zu erleichtern, ist der Zweck der hauswirtschaftlichen Buchführung.

Hierfür können Kaisers Haushaltungsbücher als praktisch, leicht übersichtlich und preiswürdig empfohlen werden.

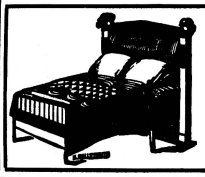
Mit „Kaisers Haushaltungsbuch" erhält man mit wenig Mühe ein klares Bild der Einnahmen und Ausgaben.

„Kaisers Privatbuchführung" ist besonders einzelstehenden Frauen und Männern, aber auch Familienvorständen sehr zweckdienlich.

„Kaisers Haushaltungsbuch" und „Kaisers Privatbuchführung" Jahrgang 1933 (Verlag Kaiser & Co. A.-G., Bern) Preis je Fr. 2.50.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19, Telephon 25.13.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

ORO das **altbewährte, feine** Kochfett von P 243 Z
Fiad & Burkhardt, A.-G. Oerlikon (Gegr. 1889)


BETTSOFA ist in einer Minute von einem Sofa in ein Bett verwandelt
A. Berberich, Zürich 8 Dufourstraße 48, b. Stadttheater. 1522

Ein willkommenes Geschenk
bei jeder Gelegenheit ist das
Kochlehrbuch
der Haushaltungsschule Zürich
Preis Fr. 12.—
Versand per Nachnahme durch den Verlag der Haushaltungsschule. Zeltweg 21a, Zürich 7
P 11027

P 123 Z

Hotz A.G. TEIGWAREN sind Vorzüglich

Winterbetrieb i. Ferienheim Auboden
für erholungsbedürftige Frauen und Mädchen
Zag. G. 1027
Vier Mahlzeiten, Tagespreis, alles inbegriffen, Fr. 4.—, 4.50 und 5.—. Sonnige, staubfreie, geschützte Lage in schönster Gegend des Toggenburgs. Grosser Garten, **eigene Waldung**. Freundliches Heim. Auch Kinder, jedoch nicht unter 4 Jahren finden Aufnahme in der Wintersaison. Dauerpensionärinnen für die ganze Winterszeit werden zu reduzierten Monatspreisen aufgenommen. — Prospekte und Anmeldungen bei der Vorsteherin **C. R. Roderer.**
Der Verein der Freundinnen junger Mädchen, Sektion St. Gallen

Inserate sind frühzeitig aufzugeben

Wo es an der GESUNDHEIT fehlt, ist OVOMALTINE Das willkommenste Weihnachtsgeschenk!
Ovomaltine in Büchsen zu Fr. 2.— und Fr. 3.60 überall erhältlich.
Dr. A. WANDER A.-G., BERN
A 183

P 10 Y

LOEWEN-APOTHEKE
Bahnhofstrasse 58
Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
In- und ausländische Spezialitäten.
Homoeopathie. Depot Dr. Schwabe, Leipzig.
Telef. 33571. Bestellungen prompt und franko. (P 250 Z)

Auf den Weihnachtstisch
die vorzüglichen P 435-3 Gl
Glarner-Pasteten Birnbrot
aus der
Konditorei Romer, Niederurnen
(Gl.) Tel. 5 Prompter Versand

Haushaltungsschule St. Gallen Sternackerstrasse 7
Kurs für Hausbeamtinnen in Grossbetrieb: Dauer 1½ Jahre Beginn Mai 1933
Kurs für hauswirtschaftl. Berufe (Hausbeamtin i. Privathaushalt, Heimpflegerin, Diätköchin): Dauer 1—1½ Jahre Beginn Mai 1933
Haushaltungskurse: Dauer ½ Jahr Beginn Mai und November. 10742

DER GROSSE HERDER
12 Bände u. 1 Welt- u. Wirtschaftsatlas
Wissen der Gegenwart fürs praktische Leben
Rat und Führung für Geist und Seele
Auskunft beim Buchhändler oder bei Herder, Freiburg im Breisgau

Zürich: Seidengasse 12. Nähe Hauptbahnhof (Tel. 31.041). Limmatstr. 152 (Tel. 57.990).
Basel: Sternengasse 4 (Tel. 27.792). Reinacherstr. 67 (Tel. 27.930). Sängergasse 19 (Tel. 27.012).
Bern: Von Werdt-Passage (Tel. 27.453). Spitalackerstr. 59 (Tel. 27.546). Mühlemattstr. 62 (Tel. 27.452). Mittelstr. 2 (Tel. 27.451).
Biel: Neuengasse 41 (Tel. 3344).
Madretsch: Brüggstr. 2 (Tel. 5365).
Solothurn: Hauptgasse 11 (Tel. 467).
209-48
MIGROS
St. Gallen: Burggraben 2 (Tel. 1744). Zürcherstr. 30 (Tel. 4037).
Winterthur: Turmerstr. 2 (Tel. 3065).
Schaffhausen: Fronwagplatz 25 (Tel. 2305.)
Luzern: Grabengasse 5 (Tel. 24.143). Moosstr. 18 (Tel. 22.480). Bruchstr. 8 (Tel. 24.965).
Aarau: Igelweid 18 (Tel. 1450).

Ein Erlebnis.

Mittwoch, den 7. Dezember, versammelten sich auf die Einladung der Migros 1200 Teilnehmer der diesjährigen öffentlichen Berichterstattungs-Versammlung im roten Saal der Mustermesse in Basel. Schon 10 Minuten vor Beginn herrschte auffallende Ruhe im Saal: Wer von dieser großen Zahl Anwesender konnte wissen, wie die Versammlung verlaufen würde nach den lebhaften bis leidenschaftlichen Zwischenfällen an dem von ebenso vielen Personen — Mitglieder des Allg. Konsumvereins Basel — besuchten Vortrag „Migros u. Genossenschaft" vom 22. Nov. im Volkshaus? Keiner wußte was der Andere dachte und wie er reagieren würde. Es zirkulierten schwüle Gerüchte über beabsichtigte Störungen von Seite der von Ihren eigenen Mitgliedern gemaßregelten Sprechern der Gegenseite, die wir übrigens mit höflichen Worten zur freien Aussprache zu unserer Versammlung geladen hatten.

Form und Ton der Auslassungen, welche die Rabatt- und Genossenschafts-Blätter und auch der willfährige Teil der Presse gegen die Migros angenommen hatten, — die absolute Hemmungslosigkeit im Dreinschlagen, die Wahllosigkeit im Nachwerfen und besonders die Hetze mit dem „fabelhaften Reichtum", den der Referent erworben haben sollte usw., ließen auch uns eine harte Auseinandersetzung und einen schweren Stand erwarten.

Wahr ist, daß unser Referat im Gegensatz zu dem des Herrn Nat.-Rat. Sch. rein sachlich und nicht agressiv gehalten war, — aber daß dieses während nahezu 1½ Stunden in absoluter Stille mit gespanntem allseitigem Interesse ohne jegliche Zwischenrufe angehört wurde, hätte wohl keiner der Anwesenden, zuletzt der Vortragende, vermutet.

Die große Ueberraschung, das was wir nachher ganz einfach als Erlebnis empfanden, war die Tatsache, daß in diesem Basel der lebhaften wirtschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen über das soviel umstrittene Migros - Thema eine absolute Einigkeit herrschte. 7 Redner sprachen. Keiner hatte auch nur ein Wort der Kritik an der Migros. Anstatt einer Auseinandersetzung offenbarte sich immer deutlicher und eindrucksvoller ein gemeinsamer Wille, eine breite ruhige Uebereinstimmung aller mit allen, wie sie sonst sicherlich nur zwischen Leuten vorkommt, die sich und ihre Gewohnheiten und Anschauung schon jahrzehntelang kennen und billigen.

Dienst und Gegendienst hatten sich offensichtlich in der Erfahrung des täglichen trockenen Verkehrs so vollkommen die Wage gehalten, daß es von keiner Seite etwas zu verlangen oder nachzuleisten gab.

Die Worte der Diskussionsredner drückten in verschiedener Form kurz gesagt nichts anderes aus als: **Uebereinstimmung des Gedankens und der Tat.** Einzig einmal, als ein Redner vom Thema abwich und sich in allgemeine volkswirtschaftliche Betrachtungen verlor, zeigten sich das äußerst lebhafte protestbereite Temperament und die guten Stimmorgane der Versammlung, die den übrigens wohlmeinenden Redner prompt zum „Absteigen" veranlaßten.

1200 **einer** Meinung und **eines** Willens,
1200, die sichtlich den verschiedensten Bevölkerungskreisen und ebenso verschiedenen politischen Parteien angehören,
trotz „unlautern Wettbewerbs", trotz „Dummer Lügen", trotz „250,000 Franken Salär" und des „Millionen-Hallenschwimmbades"!

Ruhig und klar sahen sie also, **wußten sie es** doch durch die täglich erneute Erfahrung! Wie wäre es, wenn die uns Richtenden Auge in Auge so „vors Volk" müßten, um ihre Sprüche zu begründen unter der ständigen Drohung eines homerischen Lachausdruckes von Zwölfhunderten?

Es war uns ein Erlebnis,
homerischen Lachausbruches von Zwölfhunderten?
nötig, an unsere Sache zu glauben und das ist uns nur möglich, wenn uns die Vielen daran glauben helfen. **Wenn uns etwas bestärken kann, an unsern ursprünglichen Ideen festzuhalten und trotz allem Unangenehmen und Mühsamen Arbeitskraft und Kapital restlos für unser Programm einzusetzen, so ist es die freundliche, friedlichste und heiterste Demonstration der 1200 im Mustermesse-Saal zu Basel.**

Das ruhige Kraftbewußtsein der Versammlung mag auch aus der Resolution hervorgehen, die die überwältigende Mehrheit gegen einen Gegner von 9 (!) Stimmen auf Antrag eines Diskussions-Redners faßte:

„Es sei Protest einzulegen gegen die vom Regierungsrat des Kantons Basel-Land beabsichtigte Erhöhung der Gebühren gegenüber den Wagen der Migros, die absolut prohibitiv seien und gegen die verfassungsmäßig garantierte Gewerbefreiheit verstoßen (Fr. 4000—6000.— im Jahr pro Wagen)."

Zur Migros-Versammlung in Basel.

Eines sei festgenagelt:

All die, die glaubten, Steine nach uns werfen zu müssen, aus sicherem Versteck, hatten wir in Basel persönlich eingeladen. Die Helden vom „Genossenschaftlichen Volksblatt" wie vom „Wirtschaftlichen Volksblatt" blieben aber wohlweislich hinterm Ofen.

Sie hatten auch recht, denn wir beobachteten gewisse entschlossene Physiognomien, die für das, was sich jene an Verunglimpfungen der Migros geleistet hatten („Wirtschaftl. Volksblatt" vom 6. November: „Der Mann, der die Ohrfeige bekam", „Genossenschaftl. Volksblatt", Nr. 36, vom 2. September: „Dumme Lügen", Nr. 48 vom 25. November: „Auf den Pfaden des unlautern Wettbewerbs") Ohrfeigen, aber wirkliche, versprachen.

Wer sich dem Gegner nicht offen stellt, verdient Mißachtung.

Ein Dienst an der Hygiene,
vor allem, ein Dienst an der Gesundheitspflege der Kleinen bedeutet die Einführung unserer
„HALLOPON"-Seife
in der Dose, **für Wollwäsche**
Dieses neue Produkt gestattet Wollsachen sozusagen täglich zu waschen wie andere Wäsche, ohne daß auch feine Wollwäsche darunter leidet:
Im Gegenteil: „HALLOPON"-Seife lockert das Gewebe auf, konserviert es sozusagen, — bringt die Farben aufs Neue zum Leuchten.
Wollene Sachen **häufiger waschen** als üblich ist, ist ein Gebot der Hygiene. Mit „HALLOPON" müssen Sie keine Furcht haben, daß Ihre Wollsachen durch Waschen an Wert einbüßen.
„HALLOPON"-Seife ist
im Gebrauch eher sparsamer
als andere Waschmittel, weil außergewöhnlich ergiebig.
400 g-Dose Fr. 1.—

Beachten Sie unsere
GESCHENK-PACKUNGEN
(ohne Preisaufdruck)
Schokoladen, verschiedene Sorten
Paket zu 2 und 4 Tafeln Tafel 25 Rp.
Pralinés, erstklassiges Assortiment!
je 2 Schachteln zu 50 Rp. oder zu Fr. 1.—
100 Gr. 50. Rp.
Gemischte Güetzli
2 Kilo-netto-Büchse Fr. 5.— 100 Gr. 25 Rp.
Waffeln, „Schokolade-Nuß" und „Milch-Nuß" 100 Gr. 25 Rp.
(2 Pakete à 200 Gr. Fr. 1.—)
Caramels „MI-KA-MU"
1 kg-Paket (243 Caramels) Fr. 3.—
1 Stück 1¼ Rp.

Neu! Méringues 50 Rp.
7 Schalenpaare
(Nur in den Magazinen)

Meilener Biskuits
„Albert" u. „Marie" 125 Gramm 25 Rp.
„Petit-Beurre" 100 Gramm 25 Rp.

Pudding-Pulver
Himbeer-, Vanille-, Chocolat-Aroma
1 Karton á 4 Päckchen
á je 40/50 Gr. 50 Rp.
Backpulver „Picbac"
3 Päckchen à 20 Gr. = 25 Rp.
Vanillin-Zucker „Picbac"
3 Päckchen à 15 Gr. = 25 Rp.

Bücherbeilage.

Umgang mit Büchern.

Von Ruth Waldstetter.

Eine Bibliothek ist wie ein Garten: nicht alle Blumen erfreuen uns auf die gleiche Art; aber sie erfreuen alle. Die einen betrachtet das Auge, von anderen genießen wir den Duft, die einen sehen wir gern in Büscheln stehen, die anderen wollen einzeln zur Geltung kommen; einige sind Monatsblumen, manche begrüßen wir jedes Jahr wieder, und die Bäume überdauern uns. Auch Unkraut fehlt nicht; es wächst am schnellsten nach.

Ein jeder benimmt sich anders seinem Geistesgarten gegenüber; der eine kennt alle seine Geheimnisse und liebt und hegt sie mit zärtlichem Stolz; der andere sieht ein Stück Besitz in ihm, den man anständigerweise haben muß. Wer eine Anleitung geben wollte für den Umgang mit Büchern, hätte sich von vornherein als unzuständig erwiesen; denn Blumen und Bücher wollen nichts anderes um sich haben als Liebhaber und Narren. Da ist etwa ein Mensch, der auf die Reise geht und nun vor sein Büchergestell tritt, fast mit klopfendem Herzen, und über die Buchrücken hinschaut, hier einen berührt, dort einen hervorzieht und wieder hineinstößt, und endlich mit behutsamen Fingern zwei, drei Bände aus der Reihe löst, vielleicht noch einen Blick hineinwirft und wieder ein Buch austauscht und dann mit seinem Schatz, der seine Wegzehrung ist, nachdenklich abzieht. Noch gehen seine Gedanken zurück, Schönes trägt er mit, Schönes läßt er dahinten, und wo ist das Allerbeste? Nimmt er mit sich einen Freund aller Tage, der nie versagt?

Liebhaber und Narren haben seltsame Manieren mit ihren Büchern. Sie lesen sie sprungweise, schlürfen sie sozusagen tropfenweise, erleben sie wie ein Fieber besinnungslos, heiß und betäubt. Sie behandeln sie individuell wie Persönlichkeiten. Da hat einer seinen ganzen Gotthelf stehen. Abends vor der Schlafenszeit oder am stillen Sonntagmorgen greift er in die Reihe hinein, er besinnt sich nicht lange wo, öffnet den Band aufs Geratewohl und ist begierig wie ein Kind auf das, was ihm nun beschert werden soll: irgendein großes, kräftiges Wort aus vollem Atem, majestätisch wuchtig, und doch naturhaft wie der blaue Himmel und die Erde selbst. Er ist bereit, sich in die Welle des Wortes hineinzustürzen, sich davontragen zu lassen, hinweg von seinen Ufern, wie ein Schwimmer im mächtigen Element. Ein anderer ist wählerisch wie ein alter Feinschmecker; er hat seinen Mörike in der Hand, blättert, sucht das Register ab, er muß eine Zeile haben, jenen einzigartigen Vers, der ihm einen Frühlingstag, einen Herbstmorgen zu allen Zeiten vor die Seele zaubert. Er hat wahrhaft Durst nach diesem Vers; er weiß, der wird ihn laben und tränken, mit Wohlbefinden wird er ihn durchströmen. Und dann sind da die eigentlichen Goldgräber, die Eingeweihten, die den Schatz im Buche heben, ohne ihn doch zu rauben. Es sind die Schüler, die ihren Meister finden. In einer Schilderung, in einem Gespräch, in einem einzigen Satz, in einer einzigen Wendung tritt er ihnen entgegen. Und nun bleiben sie an der Schilderung, an dem Gespräch, das innere Ohr geöffnet, und nehmen das lebendige Beispiel in Besitz. Das sind die Narren, die mit kalter Leidenschaft, ohne Rufe der Bewunderung, aber selber mit jeder Fiber tätig, über einer erwählten Seite, einem erwählten Satzgebilde sitzen. Ihnen sind die Meister lebendig. Wenn sie in ihrem Geistesgarten lustwandeln, so hören sie das Gras wachsen.

Es gibt auch Liebhaber zweiten Ranges, denen das Buch nicht allein und an sich zur Freude genügt. Sie verdienen nicht den Namen eines Narren. Sie wissen, wenn sie lesen, noch recht gut, ob sie bequem sitzen; sie verlangen Rauchwerk oder Süßigkeiten, um den Genuß zu erhöhen. Sie gehören dieser Welt noch an, während sie sich scheinbar in die andere begeben.

Ich will vom Quartalleser schon gar nicht als von einem Liebhaber sprechen. Er nimmt „das“ Buch in die Ferien mit, um bei schlechtem Wetter damit die Zeit totzuschlagen. Aber wünscht er vielleicht verregnete Ferien, um endlich einmal lesen zu können? Keineswegs. Und das wäre doch ein naheliegender Wunsch! Er gehört auch zu denen, die das Buch auf der ersten Seite zu lesen anfangen und mit der letzten aufhören. Er durchstürmt es nicht mit geübtem Blick, in Zweifel und Hoffnung, ob sich die Liebe lohne, um dann entweder innig zu verweilen oder enttäuscht sich abzuwenden.

Für den Narren gibt es kein Gesetz, wie ein Buch zu lesen sei. Er wird es bestürmen, erraten, umwerben, bezwingen, jeder auf seine eigene launenhafte und besondere Liebhaberweise. Und jeder wird seine Liebe für die stärkste und beste halten.

Zu Regina Ullmanns Novellenbänden.

„Vom Brot der Stillen.“

Regina Ullmanns dichterisches Reich, so wie es sich in ihren fünfzehn größern und kleinern Novellen zeigt, ist äußerlich gesehen die Welt der Bauern und Bauernmägde, der kleinen Bürgersleute in der Kleinstadt, der bescheidenen Krämer und ihrer noch bescheideneren Kunden. Diese stillen Leute, die in ihrer Herkunft, im Umkreis ihres Hofes oder in der Tradition ihres Gewerbes eng begrenzt sind, bieten sich der Dichterin als die sichtbarsten Verkörperungen menschlicher Grundzüge dar. Die wenigen Ausnahmen, die aus gehobener Lebensschicht stammen, sind bezeichnenderweise durch hohes Alter schon wieder zu jener Gradlinigkeit und Einfalt zurückgelangt, die jene andern naturgemäß noch besitzen. Solche Ganzheit des Wesens aber findet sich am reinsten beim Kinde. Das Kind ist darum Mitte, Ausgangs- und Endpunkt von Regina Ullmanns Werk, das in seinen Kindergestalten sein eigenstes Antlitz zeigt. „Das Kind vor den Großen“ ist für Regina Ullmann ein Symbol vom immerwährenden, notwendigen Kampfe, den die Starken, Lebenstüchtigen, die Ordnungsmenschen gegen die Schwachen, die Kindlichen und Unpraktischen führen müssen. Die echten Kinder in Bubenhöschen und mit Mädchenzöpfen haben ihre Geschwister unter den scheinbar Erwachsenen, denen ein Kinderherz noch zitternd in Kinderangst schlägt. Es ist aber Regina Ullmanns tiefster und immer wieder Gestalt werdender Glaube, daß aus diesem Kampfe die Schwachen als heimliche Sieger hervorgehen. Denn diese Schwäche ist bei Regina Ullmanns Geschöpfen von einer Art, die an die verborgene Schwäche der Starken, an ihre verdrückte, verdrängte Liebe rührt. Eine Träne schon kann die Schale der gestrengen und gerechten Waage sinken lassen, kann die äußere Nützlichkeit vor den Ansprüchen des Herzens zum Schweigen bringen. So geschieht es dem kleinen Bauernmädchen, das eine ganze Nacht hindurch den drohenden Verlust der Heimat beweint und dadurch die verkaufslustige Pflegemutter und Schwester so gut wie den Käufer, der Zeuge seiner Verzweiflung geworden ist, von dem Verkaufe abbringt; am Morgen erscheint es unter den verlegenen ernüchterten Großen als rotverweinte, schnupfende kleine Siegerin. Auch das Lisabethli, in der Geschichte vom Modewarengeschäft der Frau Laura Nägeli unterliegt nur scheinbar dem harten Willen der geschäftstüchtigen Mutter, die das scheue Kind den Heimwehqualen einer Welschlandreise hat aussetzen wollen; seine stille Verzweiflung hat ihre Absicht schon gewendet, als es seinen ergebenen kleinen Tod stirbt. — Die ältliche Wachszieherin Mathilde, die durch den Respekt vor der tüchtigern Schwester in die Pein einer ziel- und zwecklosen Suchangst „um den verlorenen Kreuzer“ getrieben wird, findet ihre Rechtfertigung in einem leichten, beschämten Erzittern des stärkeren Schwesterherzens.

Wenn man so das Kind dem kindhaft empfindenden Menschen im Mittelpunkte von Regina Ullmanns Werk findet, erstaunt da die Erfahrung, daß ihre ganze Welt gleichsam mit Kinderaugen gesehen ist? — Kinderaugen sind scharf, sie sehen mit Neugierde und mit einem reinen sinnlichen Entzücken die tausend Einzelheiten der äußern Umgebung. Wie werden die gelben Wachskerzen gemacht, steckt man die kleinen auf den Geburtstagskuchen und werden die großen, schön verzierten, wirklich einmal hell brennend vor dem Altare stehn? — Hast du schon gesehen, wie ein Sommerhut mit Bändern garniert wird? — Der Rock des Bauernmädchens ist lang, viel zu lang für die kleine Gestalt; jedes Jahr wurde er ein gutes Stücklein verlängert, man sieht im Stoff noch die Ringe. — In der Politur der Kommode spiegelt sich der Himmel und die Platanen, die vor dem Hause stehen. —

Für Kinder-, für Dichteraugen ist das Leben voller Wunder. Sie staunen durch die Speichen am Schubkarrenrad mit irgend so einem Knirps in eine ungeahnte Wirklichkeit hinein, machen sich mit dem Fernrohr der Schutzhüttenkinder die Ferne nah und erschreckend deutlich. Aber ihre Welt ist nicht nur reich an frohen Entdeckungen, sie ist übervoll auch an heimlicher Bedrohung. Für den, der sie nicht meistert, haben die Dinge und Ereignisse eine gespenstige Gewalt, sie besitzen für ihn außer dem sichtbaren noch einen andern, unsichtbaren Bezug, stehen in einer für den Verstand unzugänglichen Beleuchtung. Wie kann ein nüchterner Sinn es verstehen, daß für die verzweifelte Mathilde die gegen den Blitzstrahl geweihte fromme Kerze alles Entsetzen der Gewitternacht und der Feuersbrünste birgt? Warum wird dies ältliche Mädchen sinnlos vor Angst, wenn sie sich, allein gelassen, das harmlose Wort der Schwester vorsagt: „Die Hauptsache im Gewölbe ist das Geld.“ Wer kann den Schrecken jener Kinder deuten, der sie auf der leeren Treppe überfällt, lange bevor die bedrohliche Gestalt eines fremden Mannes auftaucht?

Wie müssen diese kindhaften Menschen sich in ihr Suchen verlieren, im Warten erschöpfen, wie sich dem Weinen und den ängstlichen Nächten schutzlos hingeben! „Die Welt ist das nicht wert“, möchte man mit dem besorgten Nachbarn sagen, der sich der verängsteten Mathilde annimmt. Aber Regina Ullmann weiß es besser: „So leichtlich, wie es ist, einen reinen und zarten Menschen zu kränken, beinahe mit nichts ihn zu kränken, so leicht ist es auch, ihn wieder zu trösten.“ Es ist ein guter Trost, den die Dichterin sich in ihren Geschöpfen zuspricht, denn sie weist damit auf jene Liebe hin, aus der die kleinen, geringfügigen, wie die großen Taten der Versöhnung entstammen, und die sich als „Brot“ an die Stillen verschenkt. — Diese Bezugnahme erhält Regina Ullmanns dichterische Welt gleichsam schwebend in ihren Angeln. Das durch ein Uebermaß innerer Spannung immer gefährdete Gleichgewicht wird durch sie allein gewahrt, so daß äußere und innere Harmonie des Werkes letzten Endes auf ihr beruhen.

Den reichen Gefühlsinhalt birgt Regina Ullmann in einer bewußt einfachen, fast nüchternen und ruhig fließenden Sprache, die sich der äußern Erscheinung sicher bemächtigt und sie im Gegenlichte einer symbolhaften Bedeutung schimmern läßt. A. H.

(Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich.)

Eine schweizerische Novellensammlung.

„Letzte Reise.“

Verlag Orell Füßli, Zürich.

Eine starke Tradition des schweizerischen Schrifttums, die liebevoll gepflegte Darstellung des einheimischen Bauerntums, seiner Menschen und Sitten, findet im vorliegenden Bande durch zwei Vertreter ihre Fortführung. Jakob Boßhart zeigt an zwei alten Zwillingsbrüdern, wie solch einfaches Leben sich pflanzenhaft verknüpft bleibt. Der Tod des einen bedingt auch notwendig das Verlöschen des andern. In einer im schönsten Sinne rührenden Episode gipfelt die in ihrer Einfachheit große Erzählung: die beiden Alten singen so nah am Tode nochmals das Lied, das sie in ihrer Jugend erfreute; der Zusammenklang ihrer müden und brüchigen Stimmen wird zum Ausdruck ihrer unlöslichen Verbundenheit. — Ernst Zahns Bauern sind komplizierter und schon nicht mehr so eng im Zusammenhang mit ihrer Landschaft und ihrer Herkunft. Der Klosterfischer Simon wählt sich die leichtsinnige Sina zur Frau, weil er zu spät erst um die eigene stille schwerblütige Art Bescheid weiß. Die junge Frau selbst ist von städtischer Luft so stark angekränkelt, daß sie in einer verdrossenen Ehe dem Gatten nicht gerecht werden kann. Auch die Lösung dieses Konflikts weist in ihrer dramatischen Steigerung über das bäuerliche Milieu hinaus.

Die übrigen Erzähler des Bandes gehen andere Wege. Ihnen stellen sich die seelischen Gegebenheiten, die delikaten und verstrickten Beziehungen des modernen Menschen zur Frage. Lisa Wenger erlebt mit einer liebenden Mutter den Kampf um die Vorherrschaft in der Seele des vergötterten Sohnes, sie erkennt schmerzlich ihren Verlust und beugt sich endlich bezwungen vor einer größeren Liebeskraft. — Jakob Schaffner hat den letzten Lebenstag eines durchschnittlichen Bürgersmannes, der von der dunklen Vision eines Sarges bedrängt wird, zum Thema seines Beitrages gewählt. — Felix Moeschlin erlebt die Schwermut und Hülflosigkeit einer sich selbst nur halb bewußten Liebe, die erst zu spät am Tode der Geliebten, sich erkennt.

Tiefer hinein in die Verästelungen der menschlichen Seele führt Dorette Hanhart in der Geschichte des Mädchens Dug. Diese Erzählung, als die umfangreichste des Bandes, breitet die ganze geistige Landschaft und das seelische Klima eines Frauenlebens aus: nach trüber unsicherer Jugend ein spätes Erwachen und Aufblühen im Zeichen einer großen Liebe, Verzicht und Mutlosigkeit zu neuem Erleben, wieder Zurückfallen ins Grau eines unerfüllten Daseins. Dorette Hanhart weiß um die Geheimnisse der weiblichen Natur, vermag die kaum spürbaren Wendungen und Brechungen des Gefühls zu erfassen und auszudrücken. Mit sicherer Meisterschaft gelingt es ihr, das Besondere und Schicksalshafte einer Begegnung, eines Wortes oder einer Gebärde vielleicht bloß, sichtbar zu machen. Man lese z. B. die Szene, die das von der verlassenen Dug jahrelang ersehnte Wiedersehen mit dem einstigen Geliebten und seiner Gattin schildert: „Wie steht es, Christoph,“ wandte sie sich nun an ihn, „immer noch eine Träne Milch und keinen Zucker?“ Sie versuchte, ihrer Frage ungezwungene Leichtigkeit zu verleihen Ehe der Mann Bescheid geben konnte, fiel ihm die Frau ins Wort: „Längst nicht mehr Bitte Zucker, zwei Stücke Mit der ungesüßten Marotte hat er längst aufgeräumt.“ — „Ach so, nun ja, man ändert seinen Geschmack.“ Dug sagte es leise und zog ihren Lehnsessel etwas näher zum Ständer, worauf der Teekessel stand.“ — Sind nicht in diesen knappen, nüchternen und scheinbar gleichgültigen Sätzen drei Menschen mit ihren Charakteren, ihren Schicksalen und gegenseitigen Beziehungen eingefangen?

Dorette Hanharts Menschen stehen trotz all ihrer überfeinerten Empfindsamkeit doch immer noch auf dem Boden sichtbarer Wirklichkeit. In dem Traumbericht, den Hermann Hesse dem Bande beigesteuert hat, ist ein Kinderschuh das einzige in diesem Sinne Reale. Von dem unbekümmerten kleinen Mädchenfuß aus führen die krausen Wege der Träume in jene andere Welt des Unbewußten, wo die Gesetze von Ursache und Wirkung so gänzlich verschiedene sind Man weiß, Hermann Hesse besitzt eine ursprüngliche Zauberkraft des Wortes: man erlebt sie in diesem kurzen Stück noch einmal neu. Man weiß auch, daß ihm die Frage, ob heute wahres Dichtertum noch möglich sei, vor allem wichtig ist. Man findet die Frage in seiner „Traumfährte“ gestellt und durch seine eigene Leistung aufs schönste bejaht. A. H.

Tessiner Legenden.

Von Giuseppe Zoppi.

Verlag Rascher u. Co., Zürich-Leipzig.

Eigentlich keiner Empfehlung bedürfen die Tessiner Legenden von Giuseppe Zoppi, die nun in einem hübschen Band mit einfachen Holzschnitten deutsch erschienen sind. Wem der Tessin nicht nur ein Ausflugsort für Ostern, sondern wem er eine zweite Heimat geworden, die ihm in ihrer einzigartigen Verschmelzung von Süd und Nord, von Armut und Fülle unentbehrlich ist, der wird dieser schlicht erzählten Legenden mit innerer Liebe bedürfen. Sie sind konzipiert in der Zeit, wo der Heiland noch auf Erden wandelte und wo Gott sich der armen Bauern sichtbar annahm. Der Glaube, ohne den dieses Volk seine Täler wohl schon ganz verlassen hätte, gibt den Legenden die Grundhaltung. Dem armen Hirten gibt er die Ziegen wieder, das Bergdorf Dalpe wird durch ihn von den Zwergen befreit, und den Verletzer des uralt heiligen Gastrechts straft Gott aufs furchtbarste. Zoppi hat diese Legenden, die ihm meist in ganz kurzer Form mitgeteilt wurden, mit zarter Poesie umgeben, wofür uns die Geschichte vom Schatz, der aus den golden schimmernden Birkenblättern besteht, und jene andere von dem Gänseblümchen, die für immer rot geworden sind, weil sie die Mutter Gottes nicht erkannten, Zeugnisse sind. Zarter als Lienerts Zürcher Sagen, poesievoller als die Walliser Sagen Jegerlehners, bilden die Tessiner Legenden mit diesen einen einzigartigen Zusammenklang im Orchester der schweizerischen Volksdichtung. E. F.

Amei, eine Kindheit.

Von Ruth Schaumann.

Verlag Grote, Berlin.

„Amei“, — ach, „Amei“ — und immer wieder „Amei“! Laut und leise sagst du den Namen, er singt schon tief in dir, je mehr du das Buch zur Hand nimmst, je weiter du dich hineinliesest, je heftiger du dich mit dieser kleinen, stumpfnasigen, ein wenig dreckigen, o so sympathisch dreckigen Amei beschäftigst. Oder ist es umgekehrt? Beschäftigt sich Amei mit dir, mit deinem Herzen? Ist das Amei, die in dir auftaucht, während du mit ihr gehst durch das alte Mühlenhaus der Großeltern? Du mußt ganz klein werden und weit zurückwandern mit ihr, — das Buch führt tief, tief zurück zur ganz winzigen Amei, — mit ihr geht es durch die Gärten, zu den Blumen, den Tieren, den Menschen. Und langsam wächst Amei, die du kennen lernst, Amei, die alles erlebt, diese Welt in sich und die ganz andere Welt außer sich. — Erst ganz winzig, zeitlos, kniend vor dem Adventsgärtlein bis zum Kuß auf die Lippen der Herme, — immer ist es Kind Amei, voll Leben und voll Liebe, einsam unter den andern, immer echt, Kind auch zuletzt noch, da „er“ sichtbar wird, leise nur, als Ahnung, „er“, der einst kommt und die volle Schale trinken wird mit dem strömenden, strömenden Wein.

Ruth Schaumann schenkt Amei, ach ja, sie verschenkt sich selbst, es ist ein ganz großes, leuchtendes, selbstloses Schenken, so köstlich, daß man ganz verstummt. Amei, liebe Amei, — ich sehe dich lächeln. — es ist sehr schwierig, mit Worten für dich zu danken, denn Worte sind immer laut. Es ist beinahe so schwierig wie dein erster Brief an die Großmutter, den hast du dem veilchenblauen Berg schreiben müssen aus deiner Liebe heraus. Du weißt doch um die Liebe, Kind Amei, so laß mich dir wortlos danken!

Die Stadt München hat die Dichterin Ruth Schaumann mit dem Dichterpreis 1932 geehrt. Das Buch „Amei“, eine Kindheit, ist ihr erstes großes Prosawerk, reife Frucht ihrer reinen, klaräugigen Dichtung, geschrieben für Menschen, die ein Stück Amei in sich tragen. Ich weiß, das Buch „Amei“ singt sich ein in tausend Herzen — Herzen aber sind der höchste Preis, den ein Dichter gewinnen kann, — lebendige, ergriffene Menschenherzen!

Julie Weidenmann

Julie Weidenmann.

Mein Advent.

Für Julie Weidenmann ordnen sich die Ereignisse, Freuden und Bitterkeiten des persönlichen Lebens sinnvoll unter die höhern Aspekte ihrer religiösen Erfahrung: Advent, die Zeit der hohen christlichen Erwartung, ist ihr zugleich auch die Zeit, in die sie den sehnsüchtigen Wunsch nach mütterlicher Beglückung legen darf. Leere Hände breiten sich hoffend dem Kommenden entgegen. Doch ihnen ist keine zärtliche Erhörung gestattet; statt um eine fromme kleine Wiege sich legen zu dürfen, müssen sie ein Kreuzchen auf dem Kirchhof betreuen. Das Kreuz aber als das Symbol höchster Liebeskraft scheint nach Trauertagen und Krankenzeiten wie eine höhere weihnachtliche Erfüllung über der Enttäuschten.

Julie Weidenmanns schlichte Worte verhüllen und verraten zugleich die Stärke des innern Erlebens, das auf ihrem Grunde ruht. Drei formschöne Gedichte verleihen dem kleinen Buche festlichen Schimmer. A. H.

Ueber die Liebe.

Von Ortega y Gasset.

Von dem französischen Dichter Chateaubriand und einer seiner Freundinnen erzählt Ortega y Gasset eine hübsche, kleine Anekdote: Die Marquise von Custine stammte aus einer der vornehmsten Familien Frankreichs und war sehr schön. Sie lernt Chateaubriand, der eben seine „Atala“ veröffentlicht hat, kennen und ist sofort entflammt. Chateaubriand fällt in einer seiner krausen Launen ein, daß Madame de Custine einen alten Edelsitz kaufen könnte. Die Marquise zieht soviel sie kann von ihrem nach der Emigration noch nicht ganz retablierten Vermögen zusammen und kauft das Schloß. Aber Chateaubriand zeigt keine Eile, es zu besuchen. Endlich, nach langer Zeit, verbringt er einige Tage dort, göttliche Stunden für die liebende Frau Die Stunden des Glücks vergehen im Nu, unwiederbringlich. Chateaubriand entfernt sich, um nicht wiederzukehren Monate vergehen, Jahre Die Marquise de Custine nähert sich den Sechzigern Eines Tages zeigt sie das Schloß einem Besucher Wie dieser in den Saal mit dem großen Kamin tritt, sagt er: „So ist dies der Ort, wo Chateaubriand zu Ihren Füßen saß? Und sie, rasch, erstaunt und gleichsam verletzt: Oh, nein, ich zu den Füßen Chateaubriands.

Diesem Chateaubriand, als dem Typus des immer vom ersten Blick an und stets auf Lebenslänge geliebten Mannes stellt Ortega den großen Theoretiker der Liebe, den Dichter Stendhal, gegenüber, der nicht ein einziges Mal die wahre Liebe einer Frau sich zu erringen wußte. Warum jener und warum nicht dieser? Ortega y Gasset ergeht sich in eleganten und geistreichen Plaudereien auf solchen Wegen der Liebe. Einmal ist sogar der Golfplatz Ort seiner rhetorischen Leistung, Zuhörer eine schöne Frau, die dem Philosophen nur lauscht, da sie wegen eines verletzten Fußes am Spiel nicht teilnehmen kann. Kein Verwundern, daß in solch mondäner Umgebung wichtige Einsichten in die Psychologie des Flirts gelingen, eine Frage nur, ob die elegante Dame nicht etwas erschreckt und chokiert aufhorcht, als die Erzählung von der biblischen Salome kurzerhand als das Schulbeispiel eines tragischen Flirts bezeichnet wird. — Das Kernstück des Bandes ist die schon früher erschienene Abhandlung über den Einfluß der Frau in der Geschichte, die in dem vielfach vertretenen, vielfach abgelehnten Satze gipfelt, der die Vorzüglichkeit des Mannes ins Tun, die Vorzüglichkeit des Weibes ins Sein verlegt.

Der Verlag bezeichnet den Band Ortega y Gassets verlockend als einen „Leckerbissen für anspruchsvolle Leser und Leserinnen“. Er hat damit das Richtige getroffen: Leckerbissen knabbert man gerne und genäschig an, gegessene, gelesene Leckerbissen aber lassen meist — und das ist vielleicht ihr besonderer Reiz, — ein leises Gefühl der Enttäuschung zurück.

A. H.

Der Commandant.

Von John Knittel.

Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig.

John Knittel, der uns schon eine ganze Reihe bemerkenswerter Romane geschenkt hat, legt uns nach seinem Marokko-Buch „Abd-el-Kader“, das die Schicksale der marokkanischen Gebirgsvölker gestaltet, die ihre Unabhängigkeit gegen die französische Invasion verteidigen, seine neue Erzählung „Der Commandant“ vor, die ebenfalls in Marokko spielt.

Der Commandant ist ein emigrierter russischer Fürst, der in der Fremdenlegion als Offizier eine neue Tätigkeit und in Marokko eine neue Heimat gefunden hat. Zwei Frauen, die verschwenderische und extravagante Lady Blankton und die Schriftstellerin Mrs Foster, die beide dem englischen Gesellschaftsleben den Rücken gedreht haben und in ihrem Auto möglichst ziellos durch die Welt bummeln, lernen ihn in Europa kennen, erliegen seiner merkwürdigen Anziehungskraft und begleiten ihn nach Marokko. Die Schriftstellerin verfällt ihm völlig. Der Commandant verliebt sich aber immer mehr in die blendend schöne blonde englische Aristokratin. Die eifersüchtige verlassene Freundin läßt dann in ihrer Verzweiflung, als sie in der Autoreise durch Marokko einmal am Steuer sitzt, den Wagen in eine Schlucht abstürzen. Als einzige wird sie schwer verletzt gerettet und stirbt erst nach langem Leiden.

Diese etwas zu romantische Handlung ist nicht, wie das Geschehen im „Abd-el-Kader“ die natürliche Auswirkung der lebendigen Landschaft und des kämpfenden und leidenden Volkes; sie könnte ebenso gut an irgend einem beliebigen andern Orte spielen, in Paris, Berlin oder Moskau. Das marokkanische Land, die südlich-romantischen Städte werden zu unwichtigen Bühnen-Attrappen. Alle diese Mängel heben nur noch mehr die Vorzüge des andern Marokko-Romanes von Knittel hervor, obschon der Dichter auch beim „Commandanten“ seinen guten Stil und seine plastische Gestaltungskraft von neuem beweist.

H. E.

Der Todesdorn und andere seltsame Erlebnisse aus Peru und Panama.

Von Alma M. Karlin. Prismen-Verlag, Berlin.

Alma M. Karlin, die Schriftstellerin, die sich durch ihre beiden Reise-Bücher „Einsame Weltreise“ und „Im Banne der Südsee“ zu Recht einen großen Leserkreis erworben hat, legt uns ein neues Werk vor, den „Todesdorn“, in dem sie ihre seltsamen Erlebnisse in Peru und Panama in anregender und geschickter Weise zusammenstellt.

Interessant muten ihre Erzählungen von heimlichen Bräuchen und Kulten an, die in Peru noch seit der Inkazeit unter der Decke der Zivilisation lebendig und mächtig wirken; von Verzauberungen, von indianischen Magiern und Hexen und ihrem geheim-

nisvollen Tun berichtet sie und kommt nach ernsthafter Prüfung dieser Vorgänge zum Schlusse, daß die Wirksamkeit dieser okkulten Geschehnisse zu einem großen Teil der Suggestion und der Autosuggestion zuzuschreiben sei, deren die Wilden in ihrer naturhaften Art viel eher fähig seien als die europäischen Willensmenschen. Einige ihrer Erlebnisse weist sie ins Gebiet des von uns bis heute noch Unerforschten und darum Unerklärlichen, während sie andere einfach als plumpen Schwindel faßt.

Vor allem geben die Schilderungen Alma M. Karlins ein farbenfreudiges Bild des gesamten Volkstums, besonders des absonderlichen Völkergemisches von Negern, Indianern, Amerikanern, Indern und andern Rassen im Gebiet von Panama. Die Schriftstellerin möchte aber außerdem noch die Völkerkundler, Kulturhistoriker und Parapsychologen auf ihr Buch hinweisen, das für diese Gebiete wichtiges, vielleicht neues Material bietet. H. E.

Die Geschichte einer indischen Jugend.

„Tickeris Götter" von Tickeri Dumbara.

Welch seltsame Vorzeichen hat eine Jugend, die sich im Urwald als der einzigen Kinderstube abspielt! Die kleine Tickeri, Tochter eines deutschen Pflanzers und einer Singhalesin, erlebt sie. Sie blättert das farbige Bilderbuch der Erinnerung auf: Tiere, Elefanten, Schlangen und Affen sind darin die stärksten Eindrücke. Erzieher ist weniger der der europäischen Kultur entfremdete Vater als die Freiheit die indische Kinderfrau und die eingeborenen Freunde. An ihren Sitten und Gebräuchen, selbst an ihren religiösen Uebungen nimmt das Kind leidenschaftlichen Anteil. Später jedoch besinnt sich der Vater seiner Herkunft, will durch einen Aufenthalt im Kloster dem wildwachsenden Mädchen europäische Zucht und christlichen Glauben beibringen lassen. Das geht nicht ohne Widerstände ab; erst durch die Uebersiedelung in eine deutsche Stadt wird der Wildling endlich in die Reihen braver europäischer Schulkinder eingefügt. — Das Büchlein, das vom Verlag Rascher & Cie., Zürich, hübsch ausgestattet wurde, wird sich unter der reifern Jugend wie unter den jugendlichen Erwachsenen zu Recht Freunde machen. A. H.

Über Jugendliteratur.

Von Helene Meyer.

(Schluß.)

Es ist Erich Kästner gelungen, uns in seinem „Emil" den mit allen Wassern gewaschenen Großstadtjungen zu zeichnen. Altklug, frühzeitig mit der Not des Alltags bekannt, ist er ein kleiner Erwachsener. Das Proletarierkind weiß von keiner Jugend im Sinne der behüteten bürgerlichen Kindheit. Zumeist ist der Großstadtjunge in der neuesten Jugendliteratur vaterlos und übernimmt gegenüber der Mutter die Rolle des etwas gönnerhaften Beschützers. Auf dieser Linie schrieb Lisa Tetzner ihren Fußball (Müller & Kiepenheuer, Potsdam). Von dem ehemaligen Mitleid mit „dem armen" Kinde ist wenig mehr geblieben. Der Proletarierjunge ist klassenbewußt und ficht seinen Lebenskampf allein aus. Nach der ältern Richtung weist Stijn Streuvels. — Das Christkind. (Langen, München.) Aus dem Flämischen. Die stille Erzählung gibt dem abgegriffenen Motiv vom begüterten Wohltäter in der Hütte des Armen eine neue Wendung. Das reiche, fromme Töchterlein beneidet seine armen Gespielinnen, weil bei ihnen zur Weihnachtszeit ein lebendiges Christkind einkehrt. Die Sehnsucht nach dem religiösen Erlebnis des Kindes ist schlicht, aber überzeugend dargestellt.

Die ergreifendste Schilderung des „armen" Kindes steht in einem Buche, das kein Jugendbuch ist. Newerow, Taschkent, die brotreiche Stadt. (Neuer deutscher Verlag, Berlin.) Sie ist heute noch zusammengebunden mit einem für die Jugend ungeeigneten Werke aus der neuzeitlichen russischen Literatur. Doch dieses Buch, das nicht für die Jugend geschrieben wurde, ist die wahre Offenbarung des tapfern Mann — Knaben und zugleich eine bis ins Tiefste erschütternde Darstellung einer modernen Hungersnot. Der Held, ein dreizehnjähriger Knabe, ist ein russischer Bauer und trotz kleiner Verfehlungen ethisch gut verwurzelt; von bäuerisch-vornehmer Gesinnung. Seine mühevolle Fahrt nach Taschkent, um Brot und Saatgut zu holen, ist mit einer Wucht geschildert, die vor keinem realistischen Zuge zurückbebt. Kein Strich, der daneben ginge, um die Seele eines Dreizehnjährigen aufzudecken, wobei gelegentlich befreiend in allem Leid das Kind zum Vorschein kommt. Dieses Buch ist Erlebnis. Es wird für unsere Kinder eine bleibende Bereicherung sein, sobald es der Verlag gesondert herausgibt, was, hoffen wir, nicht mehr lange auf sich warten läßt. Das soziale Problem läßt sich auch in der Jugendliteratur nicht abweisen. In biographischer Form hat es Peter Dörfler gelöst mit Der junge Don Bosco und Der Bubenkönig. (Freiburg i. B., Herder.) Man fragt sich, warum der Dichter diesen prachtvollen Stoff nicht zu einem Jugendroman abgerundet hat. Wie nahe steht dieser piemontesische Bauernjunge Giovanni Bosco (geb. 1815), der gegen Widerstände mannigfacher Art katholischer Geistlicher wird, unserer Zeit. Wie weit ist der kirchliche Raum, den der Dichter diesem in allen Handwerken beschlagenen, auch in Zirkuskünsten hervorragenden Fürsorger, der Turiner Schlingel anweist. Der Griff ins Erzlager der Geschichte scheint sich zu lohnen.

Geschichtlichen Hintergrund verleiht Josef Reinhart seinem dritten Durslíband Das Licht der weißen Fluh. Bedachtsam läßt er die kulturhistorischen Kerzen leuchten. Seine Abenteuer sind nicht gesucht, sondern ergeben sich aus dem Leben und Treiben der Kleinstadt: Herbstmarkt, Klausmarkt, Fastnacht, Kirchweih. Die Tracht des ausgehenden 18. Jahrhunderts verleiht den Szenen Glanz und Farbe. Im Reifrock und in Kniehosen stöckeln die vornehmen Herrschaften einher. Dazwischen taucht die bürgerliche Schirmmütze auf und als Vorbote der Revolution das ungepuderte Haar. Der gute Waisenvater Späti, der seiner Zeit voraneilende Kaplan von Arb, dem vielleicht Don Bosco einige Züge geliehen hat, der Jakobiner Schwendimann — alles mit Liebe herausgeschnitzte Figuren, nicht zu vergessen die polternd gutmütige Gärtnersfrau von Chaillot oder das prächtige Höfer-Mareili, der laubfleckige Schutzgeist Durslis. Dem Betätigungsdrang der Waisenknaben von S. Ursen wird vom Anstaltsleiter kein Zwang auferlegt. Dursli Rieter darf „sich ausleben", darf das Geschick seiner Hände, den Reichtum seines Geistes erproben. Er hat die Folgen jugendlicher Unbedachtsamkeit zu tragen, und der Hitzkopf lernt Geduld beim mühevollen Zusammensetzen eines zertrümmerten Wachsbildes, das er im Auftrage eines französischen Emigranten aus dessen verlassenem Landhause holt. Der Reichtum des Buches besteht aus einem bedeutungsvollen Hintergrund, in der Abwechslung des Schauplatzes, der bald ins schweizerische Patrizierhaus, ins Spital und Waisenhaus, bald in die Spelunken der Pariser Apachen verlegt ist. Die Abenteuer drängen sich, sind aber folgerichtig aufeinander abgestimmt. Das Ethische ist nicht äußerliche Kinogebärde, sondern Sache des Herzens. Was bedeuten dagegen kleine Vorbehalte, die der Kritiker macht, wie: das urgesunde Mareili darf auch zu Beginn des Buches kein „Fieber" haben, oder die bildhauerische Begabung Durslis ist über das Können des trefflichen Dilettanten hinaus gesteigert, sodaß die endgültige bäuerliche Lebensaufgabe im Leser eine leise Enttäuschung hinterläßt, so gut man den bekannten „Künstlerknaben" sonst verschmerzen kann.

Literarisch weniger anspruchsvolle Leser werden Die Brügglikinder von Hans Hoppeler (Walther Loepthien-Verlag, Meiringen) gerne zur Hand nehmen. Der Umschlag zeigt vier Kindergesichter wie aus dem Katalog geschnitten. Vom Kindergartenschüler aufwärts geht's bis zum Schulentlassenen. Die Fabel ist einfach gesponnen; aber ohne Zweifel, es ist ein wahrer Kinderfreund, der erzählt, wie eine vaterlose Familie, in der man noch betet, vorankommt.

Moderner gibt sich Fritz Brunner. Zwischen Seeräubertum und Rettungsbarke (Sauerländer, Aarau); zeitgemäß schon in dem Gebrauch der Kinderzeichnung. Einige Schweizerjungen verbringen mit deutschen, dänischen, norwegischen und schwedischen Kameraden ihre Sommerferien auf der Hallig Süderoog bei Husum. Die Eindrücke, welche unsere Landratten vom Meer und der Dünenlandschaft empfangen, die Erlebnisse, die ihnen beschieden sind beim Fisch- oder sogar Seehundfang, hat der Leiter des helvetischen Trüppleins anhand eigener Aufzeichnungen und gestützt auf Tagebuchblätter der Buben in ausführlichen Schilderungen festgehalten. Die Teilnehmer allein können entscheiden, wo der Berichterstatter aufhört und der Novellist beginnt. Aus dieser Unsicherheit heraus gibt sich der unvorbereitete Leser vielleicht weniger willig dem Buche hin, als wenn es in eine einheitliche Form gegossen wäre. Sehr gut ist die Ausstattung des ansehnlichen Bandes.

Als Tatsachenbuch bietet sich Paul Siple Mit Bird zum Südpol dar. (Orell Füßli, Zürich.) Mit 22 photographischen Aufnahmen und Skizzen des Verfassers. Der siebzehnjährige Pfadfinder, der den berühmten Bird auf seiner Forschungsfahrt begleiten darf, ist sympathisch durch seine Bescheidenheit. Wohl gibt Siple ein anschauliches Bild von der harten, gefahrvollen Arbeit zur See und auf dem Eise. Nie aber werden die Leistungen prahlerisch aufgebläht. Die große Liebe zu den treuen Gefährten der Expedition, den kleinen Schlittenhunden, wirkt jungenhaft. Humoristisch schildert Siple das Leben der Pinguine, und auch landschaftliche Schönheiten werden eingefangen. Hier ist keine erhitzte Romantik, obgleich die Begeisterung für den Leiter, Admiral Bird, hellauflodert. Das Buch ist der 25. Band der Sammlung: Was Jungens erzählen, und wohl einer der besten.

Daß der Verlag Reinhardt, Basel, seine Stanleybiographie in einer Volksausgabe in einem Bande herausgibt, wird dem kühnen Afrikaforscher viele neue junge Freunde werben. Ist doch das Leben Stanleys in seiner Selbstdarstellung fast wie ein Märchen zu lesen. Das verschupfte uneheliche Kind wird zum Genossen von Majestäten, aus dem bäuerlichen Gehöft tritt es über die öde englische Anstalt in sein kultivierte amerikanische Kreise als Adoptivsohn des Großkaufmanns Stanley. Er wird Kriegsteilnehmer und Forschungsreisender. Er hat den europäischen Staaten ein afrikanisches Kolonialreich anzubieten, das er erschlossen hat. Einen von Malariaanfällen bedrohten Lebensabend verbringt er auf seinem eigenen Landsitz, umhegt von der Liebe der Gattin und voll Freude über den Sohn. Der große epische Stoff, dessen sich auch Wassermann zu einem biographischen Roman bemächtigt hat, ist erlebt.

Aus weiter Ferne kehren wir in die engere Heimat zurück mit Gottlieb Binder. Das Albisgebiet in Lebensbildern. Mit 16 Tafeln. Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach. Die zehn Studien über verschiedene Punkte des Albisgebietes sind geschmackvoll in blaues Leinen gebunden und mit Photographien geschmückt. Das Quellenverzeichnis zeigt, wie sorgsam der Verfasser den oft spärlich überlieferten Nachrichten aus der Vorzeit nachging. Er richtet aber sein Augenmerk nicht nur auf Geschichtliches, sondern erfaßte mit seinen Aufsätzen auch Volkskunde (aus Stallikon teilt er ein hübsches Volkslied mit), Geologie, Botanik. Er weiß von der Hotelierdynastie Baur allerlei Bemerkenswertes zu sagen, und aus der zweiten Hälfte des Buches grüßt uns das gute Gesicht der verstorbenen Nanny von Escher. Alles in allem ein „Albisbädeker", den man von nun an auf die Wanderung zu den bewaldeten Höhen oder durch die schmucken Dörfer mitnimmt.

Ins Berner Oberland geleitet uns Johannes Jegerlehner mit Der Gletscherriese. (A. Francke, Bern.) Der Verfasser hat selbst im Nachwort dargestellt, wie der „Gletscherriese", der bernische Kalligroosi ihm als ein Bruder Rübezahls erschien. Er ist seinen Spuren nachgegangen und hat sie in Grindelwald, am Eigergletscher, im alten Bäregg-Gasthaus gefunden. Um einen ganzen Band mit Kalligroosisagen zu füllen (das Kalli ist eine Erhebung im Finsteraarhornmassiv, Groosi bedeutet Großvater), floß der Quell der Ueberlieferung etwas spärlich. Jegerlehners Phantasie mußte Lücken ausfüllen. Einige Erzählungen wie „Der Ziegen Peeti" haben mehr vom Kunstmärchen an sich als von der Volkssage. Wo Kalligroosi örtlich gebunden ist, wie in der „Bettlerküche", wirkt der baumlange Geselle im weißen Bart, Schlapphut und dunkelblauem Gewand als ein alter Naturdämon, und die Variante zum „Tischlein deck' dich" erregt unsere Anteilnahme. Die Bilder Hans Jegerlehners sind in ihrer gewollten Primitivität sehr suggestiv. Nur das sentimentale Umschlagbild will nicht recht zu kerniger Bernerart passen.

Die Tiergeschichten sind dieses Jahr unter den Neuerscheinungen spärlich vertreten. Levy und Müller, Stuttgart, veröffentlichen Hans Eichhorn, der Lausbub von Sepp Bauer für Kinder von 8—12 Jahren. In Ausstattung und Bebilderung gleicht das Buch Gabriel Scotts Silberpelz, der letztjährigen Gabe des Verlages, die unstreitig eines der besten Bücher dieser Art ist. Leider erreicht Sepp Bauer nicht Scott, seiner reichen Phantasie zum Trotz. Gleich dem Kater Silberpelz erlebt Hans Eichhorn eine Reihe von Abenteuern; aber während Scott die Grenzen des Tierdaseins beachtet, macht Bauer aus Hans Eichhorn einen im Grunde gutherzigen tollen Schlingel menschlicher Natur. Eichhorns Oheim, der Braunbär, trägt ein Hütchen, und so sind wir schon mitten in der Menschenkarikatur. Schade, daß der Herr des Waldes, Jambulbul, nicht sorgfältiger ausgeführt ist. Es sind einige Striche bei dieser Gestalt, die auf Gehaltvolleres deuten. Im gleichen Verlag hat Barbra Ring für Kinder von 7—10 Jahren Petras Reise herausgegeben. Ein kleiner Urband vom Lande besucht mit einem sanften Bäschen und dem Großvater die Hauptstadt, erlebt allerlei Neues und macht Streiche. Die Pädagogen werden sich an der fehlerhaften Sprache des kleinen Norweger Mädchens stoßen, die der Verfasserin als Mittel zur Belustigung dient. Immerhin, das Büchlein hat Laune.

Fritz Aebli und Heinrich Pfenninger haben für die Zehn- bis Sechzehnjährigen „Die rätselhafte Schweiz" geschrieben, „ein Buch vom Spiel — zum Denken — zur schaffenden Hand". Zum Modellieren, zum Zeichnen, zum Sammeln regt das Quartbändchen an; die schönsten Spiele können nach seiner Anleitung verfertigt werden, und die Hauptsache, man lernt die Schweiz gründlich kennen, ihre Berge, ihre Gewässer, ihr Verkehrsnetz usf. Die Rätselaufgaben beziehen sich oft auf ganz Alltägliches, das unserer Beobachtung entgeht. Mit Beschämung erkennen auch Erwachsene, wie ungenau ihre Kenntnisse sind, wie oberflächlich sie wahrnehmen. Bald sitzt die ganze Familie hinter dem anregenden Buch, und immer seltener wird der „Lueg ins Land", der als selbstständiges Heftchen beigelegte Schlüssel gebraucht. Pädagogisches Geschick und viel Liebe zur Jugend spricht aus diesem lustigsten aller Geographiebücher.

Die Jugendbuchhandlung „zur Krähe", Basel, gibt zum ersten Male einen Abreißkalender heraus. Unternehmungslustig sitzt der kleine Junge des Titelblattes auf seinem schwarzen, gefiederten Reittier, das so zuverlässig in die Welt blickt. Je eine Woche hat ein Blatt. Alte, bewährte, neuere und neueste Jugendschriftsteller kommen mit kurzen Erzählungen, Gedichtlein und Gesprächen zu Wort. Zum Zeichnen wird aufgemuntert, Rätselnüsse sind zum Knacken eingestreut; die „Krähe" leitet Spiele, singt und zeigt allerlei Bastelwerk. Weitgehend ist von der Kapitalschrift Gebrauch gemacht, um den jüngsten Lesern entgegenzukommen. Die Bebilderung ist, dem Text entsprechend vielgestalt. Am eigenartigsten sind einige echt kalendermäßige Schwarzweißbildchen (Von Hedwig Spörri-Dold?), die so vorzüglich zu den roten Sonntags- und den schwarzen Werktagszahlen passen, daß vielleicht der Krähen-Kalender einmal einheitlich in diesem Bilderschmuck erscheinen könnte.

Zum Schluß möchte ich auf ein Unternehmen hinweisen, das gegen die Schundliteratur Sturm läuft. Es ist das Schweizerische Jugendschriftenwerk, Zürich 1, Seilergraben 1, das mit 12 Heftchen zu 25 Rappen anrückt. Olga Meyer, F. v. Faber du Faur, Anna Keller, M. Ringier, sorgen für die Kleinen (Nr. 3, 5, 6, 8), jede auf ihre Weise, bald märchenhaft-spannend, bald sinnig-poetisch, bald liebevoll erziehend, bald an der Natur sich freuend. Die größern beschenken Elisabeth Müller und Traugott Vogel (Nr. 7, 10) die Schulentlassenen Fankhauser (Nr. 4). Zwei kleine Biographien von Ernst Eschmann über Edison und F. Wartenweiler über Fridtjof Nansen (Nr. 2 und 11), südafrikanische Erlebnisse eines Schulbuben von O. Schinz (Nr. 9), sowie zwei unterhaltende Heftlein, ein famoses Rätselbuch von F. Aebli und ein stilgerechtes Kasperlispiel von E. Wittich (Nr. 1, 12) vervollständigen die erste Serie, auf die wir bei Gelegenheit eingehender zurückkommen.

Die alte Schweiz in Bildern.

Von Dr. E. A. Geßler.

Ein Bilderbuch zur Schweizergeschichte von den Anfängen bis 1798. 296 Kunstdrucktafeln mit über 300 Abb. gr. 8°. Geh. Fr. 8.—, geb. Fr. 9.50. Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig.

Die prächtig ausgeführten Bilder dieses Buches geben einen lebendigen, bunten und wahren Begriff vom Leben und Schaffen unserer Ahnen im Laufe der Geschichte seit Urbeginn bis Ende des 18. Jahrhunderts, wo ja die alte Eidgenossenschaft aufhört. Freilich müssen die Waffen und Kriegsszenen einen bedeutenden Raum einnehmen, denn die biderben Eidgenossen lebten eben in einer rauhen Zeit und auf derbe Weise mußten sie sich Raum und Freiheit schaffen. Aber daneben tritt die ganze Kultur, das Angesicht der alten Zeiten lebhaft vor unsere Augen, wenn wir in diesem schön ausgestatteten Buche blättern, welches Dr. A. Geßler, der Konservator an unserem schweiz. Landesmuseum, aus Originaldokumenten, Chroniken und nach Gegenständen seines Museums zusammengestellt hat. Das Buch wird Erwachsenen und Kindern, besonders Knaben als Erläuterung der Schweizergeschichte große Freude bereiten.

Schweizer Frauenkalender.

Verlag Sauerländer, Aarau.

Clara Büttiker, die Herausgeberin des Schweizerischen Frauenkalenders, geht auf dem seit einigen Jahren eingeschlagenen Wege mit tapfern Schritten — und Schnitten — voran. Ihr Hauptinteresse wendet sich diesmal wohl noch ausgesprochener als bisher von den Beiträgen belletristischer Natur ab und den sachlichen Darstellungen aus verschiedenen weiblichen Arbeitsgebieten zu. Die diesjährige Zusammenstellung erfreut durch das anerkennenswert gute Niveau der einzelnen Beiträge; sie läßt auch deutlich den gestaltenden Willen der Herausgeberin spüren. Emmy Blochs prinzipielle Betrachtungen über das vergangene, gegenwärtige und zukünftige Frauenideal leiten zu den spezielleren Abhandlungen über. Die Erziehung dieser Frau von heute und morgen wird beleuchtet von Dr. Ida Somazzi („Wie erziehen wir junge Mädchen zur Arbeitsfreude?"), von Dr. Ernestine Werder („Nationale und übernationale Ziele der Erziehung") und Nelly Baer („Wie wird die Eignung zum Beruf festgestellt?"). Ueber Frauenarbeit und Arbeitsmöglichkeiten berichten Dr. Nelly Jaußi, Sekretärin der schweizerischen Zentralstelle für Frauenberufe in Zürich, Anna Martin, Leiterin der finanziellen Beratungsstelle der Bürgschaftsgenossenschaft Saffa, und andere. — Künstlerinnen wie die Tänzerin Trudi Schoop, die Dirigentin Carmen Studer, die Malerin Elly Bernet, die Schriftstellerin Ida Frohnmeyer wurden zur Aeußerung über „das künstlerische Erlebnis der Frau" aufgefordert. Mit mehr oder weniger Federgewandtheit, alle aber interessant und lebendig schildernd, entledigen sich die einzelnen dieser Aufgabe. — Zahlreiche gute photographische Bildnisse der beitragenden Frauen vermögen das Interesse am diesjährigen Kalender noch zu erhöhen. A. H.

Mutter und Kind.

Jahrbuch für Kinderpflege und Familienglück 1933. 120 Seiten, reich illustriert und mit zwei Kunstdrucken versehen. Preis Fr. 1.—. Walter Loepthien-Verlag in Meiringen.

Ein schönes, illustriertes Jahrbuch liegt vor uns. Man braucht nur ganz beliebig einige der vielen Ueberschriften aus der Fülle von guten Aufsätzen herauszugreifen, um von seiner Vielseitigkeit überzeugt zu sein: Wie erwerbe und wie erhalte ich mir das Vertrauen meiner Kinder? Kindliche Fragesucht. Warum spielt das Kind? Was liest das Kind? Musikunterricht beim Kinde. Reifezeit. Die sexuelle Erziehung. Die Bedeutung der Vitamine für das Kindesalter. Die Mittelohrentzündung. Winke für die Kinderpflege. Die Nationalität von Mutter und Kind usw. Aber nicht nur belehren, auch unterhalten will „Mutter und Kind". Namen wie Ida Frohnmeyer, Niklaus Bolt, Ernst Balzli, Marta Wild und andere bürgen für gute Erzählungen und Gedichte. Wer mit Erziehung zu tun hat, der findet in „Mutter und Kind" manche Aufklärung, Anregung und Unterhaltung.

Almanach der feinen Küche.

Ein Tagebuch der besten französischen Rezepte von Marcel X. Boulestin. 248 Seiten. Preis: Ganzleinen Rm 3.80 Societäts-Verlag, Frankfurt am Main 1932.

Vielleicht wird die „gut bürgerlich kochende" Hausfrau diesem Buche Boulestins, eines der berühmtesten Köche Frankreichs, nicht ganz gerecht, denn ihm ist das Kochen Selbstzweck, er kocht um der Freude am Kochen willen, aus Berufung; wir aber oder doch die allermeisten von uns, um der Gesundheit und nicht um des Raffinements willen. Aber immerhin — die französische Küche ist ja um ihrer Mannigfaltigkeit und ihrer Feinheit willen berühmt und so wird manche vielleicht doch diese oder jene Anregung daraus gewinnen. Jedenfalls ist es interessant, ein französisches Kochbuch in deutscher Sprache zu haben, denn aus französischen Kochbüchern zu kochen, ist für nicht ganz gut französisch Sprechende um der vielen Fachausdrücke willen fast unmöglich. So wird dieses Buch mit seinen 350 Rezepten, von denen Boulestin behauptet, daß man mit ihnen nicht teurer koche als gewöhnlich, vielleicht doch der einen und andern besonders kochfreudigen Hausfrau willkommene Winke geben.

Rohe Zukost.

Die goldene Mittelstraße. 206 Rohkostrezepte für Sommer und Winter, für alle Mahlzeiten, für jeden Geschmack und jeden Geldbeutel. Von Dr. A. v. Borosini. 3. Aufl. 74 S. (Dresden, E. Pahl), geh M. 1.25, geb. 1.75.

Der Titel sagt schon genug. Ergänzt sei nur noch, daß der bekannte Verfasser die Ergebnisse der neueren Ernährungsforschung für die Praxis der Hausfrau hervorhebt und ihr zeigt, wie sie den täglichen Tisch durch schmackhafte Gerichte bereichert, ihn abwechslungsreich gestaltet und zugleich den gesundlichen Wert der Rohkost für die Ihren nutzbar macht.

Hand- und Kochbuch für die Verwertung, Zubereitung und Konservierung der Pilze.

Von F. Zschau, Küchenmeister.
48 S. (Dresden, E. Pahl.) M. 1.20.

Auf Grund langjähriger praktischer Erfahrung weist der Verfasser in diesem Büchlein darauf hin, daß Pilze nicht nur als Leckerbissen zu werten sind, sondern daß sie auch ein hochwertiges Nahrungsmittel darstellen und in heutiger Zeit bei geringem Geldaufwand die so wünschenswerte Abwechslung in die Küchenführung bringen. Ueber 100 bewährte Rezepte für schmackhafte Gerichte und Anweisungen zu sachgemäßer Konservierung werden jedem Pilzfreunde und allen denen, die es werden möchten, von bleibendem Nutzen sein.

Kurz und Gut.

Ein kleines Kochbuch für Leute, die wenig Zeit und Geld haben. Von Herma Weichardt. 380 Rezepte auf 80 Seiten. Mit 29 Kunstdruckbildern. Verlag von Ernst Reinhardt in München. Kart. M. 1.80.

Dieses Kochbuch will dem kleinen Haushalt, der berufstätigen Frau und der Junggesellin eine Auswahl von Rezepten bieten, die gut, aber gleichwohl billig und leicht herzustellen sind. Die Kochzeit ist nie länger als eine halbe Stunde, der Preis für zwei Personen ist bei jedem Rezept angegeben, was freilich einen etwas fraglichen Wert hat, da die Preise von Gegend zu Gegend und Land zu Land so sehr verschieden sind. Eine große Anzahl von Bildern zeigt, wie auch einfache Gerichte schön aufgetischt werden können nach dem Grundsatz: Kurz und gut!

Was koche ich heute?

Illustrierter Kochkalender für das Jahr 1933. Rezepte und Speisenfolgen für alle Tage des Jahres. Verlag von Ernst Reinhardt in München. Preis M. 1.80.

Ein solcher Kochkalender wäre sicher ein guter Gedanke, der der Hausfrau die so große Mühe des täglichen Besinnens abnähme, was koche ich heute? Aber für weite Kreise wird dieser Kochkalender hier mit seinen üppigen Mahlzeiten wohl kaum brauchbar sein, denn so reichlich lebt man heute schon aus ernährungswissenschaftlichen Gründen, aber vor allem auch um der drückenden Zeit willen nicht mehr. Allerdings, das muß man auch wieder sagen, man findet auch manch gutes einfacheres Rezept, und gute Bilder auf Kunstdruckpapier machen vielleicht doch Lust, das eine und andere Festtagsgericht daraus zu versuchen.

Empfehlenswerte eingegangene Bücher.

(Eine eingehende Besprechung behält sich die Redaktion vor.)

Wilhelm Michel: Geliebte Welt. Ein Buch von Kindern, Tieren, Blumen und Frauen. Darmstädter Buch- und Kunstverlag.

Oscar Boßhardt: Der Weg zum Erfolg. Verlag Schweizerische Handelsbörse, Zürich 1.

Wilhelm Michel: Wir heißen euch hoffen. Betrachtungen zur neuen Weltstunde. Darmstädter Buch- und Kunstverlag.

Walter Steinbeck: Suchen und Finden. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.

Maria Modena: Sonette der Liebe. Verlag Benteli & Co., Bern.

Ruth Zechlin: Werkbuch für Mädchen. Otto Maier Verlag, Ravensburg.

Irmgard Keun: Das kunstseidene Mädchen. Roman. Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin.

Ludwig Mathar: Das Schneiderlein im hohen Venn. Ein Roman zwischen zwei Völkern. Herder & Co., Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Helene Wirth: Der Weg der Margret Wenger. Erzählung. Verlag von Heinrich Majer, Basel.

Ida Frohnmeyer: Legenden. Verlag von Heinrich Majer, Basel.

Führende Frauen Europas. In 41 Selbstschilderungen herausgegeben und eingeleitet von Elga Kern in zwei Bänden. Ungekürzte Volksausgabe. Verlag von Ernst Reinhardt, München. In Leinen: Rm. 3.75.

Else Frobenius: Väter und Töchter. F. A. Herbig, Berlin.

Paul Ilg: Das Mädchen der Bastille. Roman einer Kindesliebe Rascher & Cie., Verlag, Zürich, Leipzig, Stuttgart.

Anna Seghers: Die Gefährten. Roman. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin.

A. H. G. Fokker und Bruce Gould: Der fliegende Holländer. Das Leben des Fliegers und Flugzeugkonstrukteurs A. H. G. Fokker. Rascher & Cie., Verlag, Zürich, Leipzig und Stuttgart.

Agnes Miegel: Herbstgesang. Gedichte. Verlag Eugen Diederichs, Jena.